

Abonnements-Bedingungen:
Abonnement 3.00 Mk. monatlich 1.10 Mk.
Wochenschrift 26 Pf. frei ins Haus.

Vorwärts

Die Insertions-Gebühr
Beträgt für die sechsgehaltene Kolonnen-
zeile oder deren Raum 60 Pf. für
politische und gewerkschaftliche Vereins-

Berliner Volksblatt.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstrasse 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1983.

Montag, den 7. April 1913.

Expedition: SW. 68, Lindenstrasse 69.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1984.

Gegen Deutschlands Kasernierung!

Militärgeist und Volksgest.

Wenn Herr v. Bethmann Hollweg nicht ein steifschneider
Oberlehrer, sondern ein gelenkiger und gewandter Geist wie
sein Vorgänger wäre, könnte man sich für heute nachmittag,

auf das Barrikadenjahr zugeht, daß Bürgerkasinos Offiziere
aus ihrer Mitte ausschloffen. Und auch das klingt heute wie
ein Märchen, das nie Wirklichkeit gewesen!

Schrecken des Krieges vor Augen hat, da es entsteht eingebalten
und sich zu befinnen beginnt, setzt ein militaristischer Höllenpel-
tackel ein, um die inneren Stimmen der Völker zu ersticken im Ge-

Schon der originelle Westfale Justus Möler hatte im
letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts prophezeit, daß
Freiheit und Eigentum bei der alten Heeresverfassung zu-

Die Arbeiterklasse aber, noch ehe sie eigentlich zum Selbst-
bewußtsein erwacht war, schlägt unerbittlich ihre Schlägen
gegen den Militärgeist. Nicht nur, weil die Lasten des

Wenn man von diesem Berliner Protestantentum vermutet hatte,
daß der junge Frühling ihm Abbruch tun würde, so strakte sein
Verlauf die Zweifel lösen: der Tag sah sich dem Wandel an,

Aber schon jene Freiwilligen aus den gebildeten Ständen,
die sich 1813 den regulären Armeen angeschlossen hatten, ver-
wahrten von diesem alten Militärgeiste noch einen recht kräf-

Mag sich darum in der neuen Militärvorlage noch so sehr
der ganze Wahnsinn des Militärgeistes antoben, und mögen
die bürgerlichen Parteien diesen Wahnsinn noch so sehr mit

„Keinen Mann und keinen Groschen!“ Da brachen die Ver-
sammlungen in den Reichstag aus, der die Befriedigung zeigte, daß die
Partei des arbeitenden Volkes dem Schwindel von einem Ver-

Aber selbst in dieser trübseligen Zeit zwischen 1815 und
1848 brach im Bürgertum so manches Mal der Volksgest
durch. Da kam es wohl vor, daß der Oberpräsident v. Schön,

Massenprotest.
61 Volksversammlungen gegen die Rüstungs-
vorlagen in Berlin. — Kundgebungen im Reich.

Die Befürworter der Macht in Reich und Staat sind unermüdlich
daran, das arbeitende Volk immer häufiger sich in Massenun-
gebungen sehen und zählen zu lassen und sie erschöpfen ihren Geist

Die Versammlung spricht ihr Erstaunen und ihre
Entrüstung über die ungeheuerlichen Forderungen aus,
die auf das Kommando des Generalstabs hin von der Regie-

Die Kundgebungen im Reich.

In Frankfurt a. M. protestierten die Parteigenossen in vier stark besuchten Versammlungen gegen den Rüstungswettlauf und gegen die neue Steuerbelastung. Die Referenten sprachen im Sinn unserer Forderungen für Errichtung der Witz zur Landesverteidigung und für Verhängung der Strafen zur Beschränkung der Rüstungen. Die Sozialdemokratie werde ihre ganze Kraft aufwenden, um die Vorlagen zu Fall zu bringen.

In neun stark besuchten Volksversammlungen protestierte die Dresdener Arbeiterschaft gegen die ungeheuerlichen Seeresforderungen. In der angemessenen Resolution wird auch gesagt, daß die Greuel des Balkankrieges jeden vernünftigen Menschen betanlassen müßten, zu fordern, daß den Rüstungen mit aller Energie entgegengetreten wird. Neue Rüstungen verschärfen die Kriegsgefahr.

Die Leipziger Arbeiterschaft nahm in sieben glänzend besuchten Versammlungen Stellung gegen die neuen Rüstungsvorlagen und protestierte u. a. auch gegen den schwindelhaften Versuch, eine wirkliche Lösung der Deckungsfrage zu umgehen durch allerlei unzureichende und bedenkliche Ausfindsmittel, durch die zum Teil wieder der Konsum der Massen, der Geschäftverlehrs und der Mittelstand belastet werden. Sie fordert für den Fall der Bewilligung der Seeresforderungen die Deckung der Kosten durch progressive Besteuerung des Vermögens und des Erbes von Reichs wegen.

Der Wahlaufbruch der Partei Drehscheibe.

Nach dem „entschiedenen“ ist nun auch noch der vfaumenweiche Liberalismus mit einem Wahlaufbruch an die Öffentlichkeit getreten. Berrät er auch nichts Neues, Unerwartetes, so enthüllt er doch von neuem die unsägliche politische Zämmlichkeit der unter der Schwindelfirma „liberal“ ihre politischen Geschäfte treibenden Partei der Schlotbarone. Unverbesserliche Optimisten haben uns noch vor Monaten erzählt, daß die Nationalliberalen nicht allein die Vertretung des Großkapitals seien, sondern auch die Vorkühler zahlreicher Intellektueller. Trüfe das zu, so bewiese das nichts als den totalen Bankrott unseres „gebildeten“ Bürgertums. Denn was fordert der in Magdeburg beschlossene Wahlaufbruch? Eine wirkliche Reform? Auch nur eine Wälderung des schändlichen Selbstwahlrechts? Ganz und gar nicht, er fordert lediglich das direkte und geheime Wahlrecht. Daneben aber auch die Aufhebung der Drittelung nach Urvahl, d. h. kleinen Bezirken! Der Nationalliberalismus ist also noch reaktionärer als das Zentrum. Und da legte sich Herr Friedberg noch aufs hohe Pferd, um die Regierung abzurufen, daß sie nicht schon längst — den Nationalliberalen das i b n e n auf den Leib geschnittene Wahlrecht beschert habe.

Köstlich war das Geständnis des Landtagsabgeordneten Rohmann. Hatte schon Herr Friedberg es als die schlimmste „Schlacht“ des Dreiklassenystems bezeichnet, daß die Urvahltrittung wenigstens hier und da einmal das Prinzip der Verweisung der nichtbesitzenden Schichten in die dritte Klasse der absolut rechtlosen Wahlrechtsbelohnen durchbräche, so gab Herr Rohmann seinen Schmerz noch drastischeren Ausdruck. „Fordern wir“, so sagte er, „nur das direkte und geheime Wahlrecht ohne Befestigung der Drittelung in den Wahlbezirken, dann liefern wir sämtliche Groß- und Mittelstädte der Sozialdemokratie aus und sind als Partei für alle Zeiten erledigt! Deshalb also lieber strengste, lückenloseste Geltendmachung des Selbstwahlrechts totale Entziehung der 2 1/2 Millionen preussischer Sozialdemokraten, Hinauswurf auch des letzten sozialdemokratischen Abgeordneten! Und diese Partei schimpft sich liberal! Offenbar, um weitere rednerische Blamagen zu verhüten, wurde dann schleunigst die Debatte geschlossen und die urreaktionäre Forderung des Wahlaufbruchs gegen nur 5 Stimmen angenommen!

Auch sonst brach der müttende Haß gegen die Wälderung jäh durch den Phrasendunst der Reden. Herr Friedberg namentlich konnte sich nicht genug darin tun, die Sozialdemokraten als wahren Auswurf der Menschheit zu schildern, deren wüßtes Auftreten den junckerlichen Gegendruck nur zu erklärlich mache. Unter brünstigem Liebeswerben um die Günst der auch so spröden Junker und eiferfüchtigen Schmälen auf das begünstigte Zentrum proklamierte er wieder einmal die Notwendigkeit des Zusammenschlusses aller „staats-erhaltenden“ Parteien.

Um den Wahlaufbruch vollends zu einer Kriegserklärung an die Volksmassen zu stampeln, wurde ihm auch die Forderung eines stärkeren Schutzes der Arbeitswilligen einverleibt. Sein klarer Sinn ist also: Vollendung der politischen Enttötung der Arbeiterklasse und Stöbelung ihrer gewerkschaftlichen Betätigung. Ob es auch jetzt noch Ränge geben wird, die mit offenen Augen träumen von einem Bloß von Liebknecht bis Friedberg?

Die nationalliberale Partei und die Heeresvorlage.

Der nationalliberalen Partei bietet die neue Heeresvorlage eine vorzügliche Gelegenheit, ihren weltpolitischen Patriotismus zu bekunden und sich in den Kreisen der Stahl-, Kanonen-, Wenzelplatten- und Munitionsfabrikanten wie auch der nach vorteilhaften überseeischen Geldanlagen verlangenden hohen Bankfinanz in empfehlende Erinnerung zu bringen. So wenig auch bisher die nationalliberalen Fraktionen des Reichstages und Abgeordnetenhauses auf sozialpolitischem Gebiet geleistet haben, geht dieses Wenige doch den rheinisch-westfälischen Eisen- und Stahlbaronen viel zu weit. Immer wieder ist deshalb in den letzten Jahren der nationalliberalen Reichstagsfraktion von den Obermächtern des Zentralverbandes Deutscher Industrieller vorgeworfen worden, daß sie nicht nur gehoffen hätte, der Großindustrie ungebührliche sozialpolitische Lasten aufzubürden, sondern daß sie auch nicht das mindeste Verdienst für die Aufrechterhaltung strenger Disziplin in den industriellen Betrieben besäße. Mehrfach drohten sogar die Herren Großindustriellen den nationalliberalen Führern, der nationalliberalen Parteikasse, falls die widerliche Umschmelzung der Massen nicht aufhöre, die bisher gezahlten Subsidien zu entziehen. Besonders wurde Herr Boffermann, der geniale Allweisheitsstrategie des Nationalliberalismus, von den rechtsnationalliberalen Großindustriellen wegen seines politischen Dilettantismus verhöhnt. Wie oft hat ihn nicht noch in allerletzte Zeit die „Rhein. Westf. Ztg.“, das Wort der Jochen- und Hüftenmagnaten, en canaille behandelt und seine staatsmännisch gespreizten Wälder bespöttelt.

Diese halbverlorene Günst der rheinisch-westfälischen Großindustrie und der Bankfinanz zurückzuerobern, dazu bietet die neue Militärvorlage das beste Mittel. Wenn die nationalliberale Partei für diese im Parlament mit aller Energie eintritt, dann werden ihr gerne von den Patrioten des mobilen Kapitals willig so mancher Disziplinsünden verziehen.

Daher haben die Leiter der nationalliberalen Parteitag, der gestern in Hannover abgehalten wurde, mit der Inszenierung einer Massenkundgebung eingeleitet, wobei Herr Boffermann selbst in höchst eigener Person die Hauptrolle übernommen hatte. Mit gut gemeinter Besamut gedachte er in seiner großen Rede der schönen Zeiten, als noch Bismarck regierte und der „arbiträr mundi, der Weltentschiedener und der leitende Staatsmann für ganz Europa“ war. Dann lobte er Fürst Bülow und Tirpitz, da sie „mit aller Macht in die Weltpolitik hineingesteuert“ hätten, und sprach die Heberzeugung aus, daß, wenn nicht das Deutsche Reich bereits eine so starke Flotte und nicht in Fürst Bülow und Tirpitz gleichbewusste und vorsichtige, aber auch energische Seegasmänner gehabt hätte, „England es sich doch überlegt hätte, ob es nicht an der Zeit wäre, rechtzeitig die deutsche Flotte niederzuschlagen“. Das ist nicht geschehen und nun sei der Angriff auf die deutsche Flotte für England selbst vielleicht mit zu großen Gefahren verbunden. Deshalb sei unsere starke Flotte heute die stärkste Friedensgarantie.“ (Stürmischer Beifall.)

Nach allerlei Ausführungen über die Marokkoaffäre und den Kampf auf der Balkanhalbinsel erklärte Boffermann, daß eine starke Verschiebung und Verschlechterung der internationalen Lage, und zwar besonders für Deutschland, festgefunden habe. Deshalb sei eine starke Vermehrung der deutschen Heeresmacht nötig, und deshalb sei auch die nationalliberale Reichstagsfraktion bereit, „auf den Boden der allgemeinen Wehrpflicht zu treten“ und die gestellten Forderungen zu bewilligen. (Erneuter stürmischer Beifall.)

Auch die Deckungsvorlagen werde die nationalliberale Fraktion bewilligen; nur mit den „veredelten“ Matrilinearbeiträgen“ sei sie nicht einverstanden. Mit erhobener Stimme verführte Boffermann:

„Der Standpunkt der nationalliberalen Partei ist der, daß sie die Einführung einer allgemeinen Wehrsteuer, einer Reichsvermögens- oder Reichserbschaftssteuer nach wie vor als eine Notwendigkeit betrachtet.“ (Stürmischer Beifall.)

Als eine Vorbedingung für die Zustimmung der nationalliberalen Reichstagsfraktion zu den Deckungsvorlagen stellte Boffermann diese Forderung freilich nicht hin, und nach den bisherigen Erfahrungen ist keineswegs ausgeschlossen, daß man schließlich im nationalliberalen Lager auch auf diese letzte Einwendung verzichtet — natürlich nur aus vaterländischen Gründen. Bereits sind Zentrum und konservative Partei dabei, an die „einsichtsvollen“ Führer des Nationalliberalismus mit patriotischen Gründen zu appellieren. Wer weiß, ob nicht am Ende gar aus dem Deckungsschacher die höhere nationale liberal-konservativ-nationalliberale Dreieckheit hervor geht.

Die Skutari-Gefahr.

Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ schreibt: Die Zustimmung aller Großmächte zu der Blockade der montenegrinischen Küste und ihre solidarische Durchführung beweist, daß Europa darin einig bleibt, dem Belchlus Wälder zu verschaffen, wonach Skutari albanisch wird. In Petersburg ist am Freitag den Vertretern der russischen Reichsduma von berufener Seite erklärt worden, Montenegro werde Skutari nicht erhalten. König Nikolaus wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß für eine dauernde Erwerbung Skutaris gegen den Willen der Großmächte die Umstände nicht günstig sind.

Vorläufig aber bleibt Montenegro bei seiner Weigerung, dem Verlangen der Mächte zu willfahren.

Die Aufforderung des Admirals.

Belgrad, 6. April. Der englische Vizeadmiral Cecil Burnes, der Befehlshaber der internationalen Flotte, hat an den montenegrinischen Ministerpräsidenten ein Telegramm gerichtet, in dem es heißt: „Die Flotte ist erschienen, um gegen die Weigerung Montenegros, die Wünsche der Großmächte zu erfüllen, zu protestieren. Ich möchte die Aufmerksamkeit Eurer Excellenz auf die Anwesenheit der internationalen Flotte lenken, welche nicht nur bezeugt, daß die Großmächte einig sind, sondern auch, daß sie den Wunsch haben, daß ihre Entscheidungen unverzüglich angenommen werden. Ich bitte Sie, mir sofort mitzutellen, daß Ihre Regierung bereit ist, die Wünsche der Großmächte zu erfüllen.“

Die Antwort Montenegros.

Geinje, 6. April. (Amtlich.) Der Ministerpräsident antwortete, er bedauere tief, eine internationale Flotte in den Gewässern von Montenegro zu dem Zwecke versammelt zu sehen, eine Pression auf Montenegro auszuüben. Montenegro habe seinen Standpunkt bereits in der an die Vertreter der Mächte gerichteten Mitteilung zum Ausdruck gebracht. Infolgedessen wiederhole er diese dem Admiral gegenüber und füge hinzu, daß trotz der Pression, die die Anwesenheit der Flotte in sich schließe, Montenegro von seiner Haltung, die den Erfordernissen des zwischen den Verbündeten und der Türkei bestehenden Kriegszustandes, wie auch dem seitens der Mächte bei Ausbruch der Feindseligkeiten proklamierten Neutralitätsprinzip entsprechen, nicht abgehen könne. Dieses Prinzip sei durch die Anwesenheit der internationalen Flotte in den Gewässern von Montenegro zum Nachteil Montenegros verletzt.

Panlawistische Kundgebungen in Petersburg.

Petersburg, 6. April. Auf Initiative der Vereinigung der slawischen Gesellschaften wurden heute großartige Kundgebungen zugunsten der slawischen Sache in der Hauptstadt veranstaltet. Vom frühen Morgen bis zum Abend wimmelten die Hauptverkehrsstraßen von Menschen. Gegen 2 Uhr nachmittags begann in der kathedrale eine Messe für die Seelen der im Balkankrieg Gefallenen, der viele Militärpersonen, Studenten, Mitglieder der Duma, des Reichsrates und die Mitglieder der slawischen Gesellschaften beiwohnten. Nach der Messe wurde ein öffentliches Gebet für den Erfolg der Waffen der Verbündeten verlesen. Der Platz vor der Kathedrale war dicht gefüllt mit Menschen. Um 3 Uhr nachmittags degab sich die Menge, die auf mehrere tausend Personen angeschwollen war, in die Auferstehungskirche am Katharinenkanal. Fahnen mit den Nationalfarben und ungeheure Plakate mit Aufschriften: „Skutari für Montenegro“ und „Das Kreuz auf die Hagia Sophia“ wurden in der Menge getragen. Mit entblättem Haupte näherten sich die Man-

Wochenfilm.

... Die Welt des Menschen fürrecht Lachen ist. Kabela's.

Die Körgler sind verhummt! Die Körgler liegen zu Boden geschmettert auf der Erde und wegen ihr Haupt nicht mehr zu erheben! Eben hatten sie ihre Stimmen wieder laut ertönen lassen und schrien in alle Welt hinein, daß Seeresforderung und Rüstungswettlauf, purer Wahnsinn sei und daß man statt vierzig Millionen für einen Dreadnought auszugeben, lieber, wie der Professor Czerny vorgeschlagen, hundert Krebsinstitute mit dem Geld bauen solle, um die jährliche Zahl der 100 000 Krebskrankungen in Deutschland auf die Hälfte herabzumindern. Körlche Schwäher! Was hüßen jetzt den europäischen Großmächten alle Krebsinstitute, wenn sie keine Panzerschiffe hätten, um Montenegro zur Küste zu bringen. Vitter nat tut uns eine starke deutsche Flotte! hat einmal ein hoher Herr gesagt und die Flottenaktion von Antivari zeigt, wie klar und richtig er in die Zukunft geschaut hat. Hoch Tirpitz! Hoch der Flottenverein! Hoch Krupp und die Germania-Werke! Auch alle jene Decker mit den niedrigen Instinkten, die da maulen, daß die Flottenrüstungen das gegenseitige Mißtrauen unter den Großmächten steigern und so die Kriegsgefahr erhöhen, sie sind glänzend ad absurdum geführt. Nicht gegen Deutschland richten sich Englands Panzerkolosse, nicht gegen England legt man in Deutschland Schlachtschiff um Schlachtschiff auf den Kiel, nicht an Italien denkt man, wenn ein österreichischer Hüftschmerz vom Stapel läuft, sondern die vielen, vielen, vielen Milliarden für Flottenbauten wurden nur gegen Montenegro ausgegeben und die Formel 16 : 10 bedeutet lediglich, daß wenn sechs Panzer mit dem Union-Jack in den Toppen vor Antivari erscheinen, mit dem die Deutschen anno 71 Paris und mit dem in unseren Tagen die Engländer Pretoria, die Japaner Port-Arthur und die Italiener Tripolis eingenommen haben. Sie sind halt noch weit in der Kultur zurück, die Söhne der Schwarzen Berge, und darum mag Europa ihnen mit Kriegsschiffen beizustehen machen, daß dem anderen noch lange nicht billig ist, was dem einen recht ist und daß man auch in der Weltpolitik die kleinen Ganner hängt, wo man die großen laufen läßt. Aber was dann, wenn die Montenegriner aus fröhlicher Heberzeugung heraus unwiderlegbar antworten, daß ihr Kiffita eben ein großer, sogar ein ganz großer Ganner sei? Da nun die Czernagora, Säuglinge, Analphabeten, königliche Prinzen und Halbbrüder eingerechnet, 250 000 Einwohner zählt, so können die geehrte Großmächte England, Frankreich, Deutschland, Oesterreich und Italien mit geringer Mühe 2500

Panzer- und Linienchiffe, Kreuzer und Torpedoboote an der montenegrinischen Küste verplameln und wenn so auf je 100 Montenegriner ein europäisches Kriegschiff kommt, dann müssen die Halbstarbigen doch kein belgeben. Und den Körglern gegen die Flottenrüstungen ist ein für allemal der Mund gestopft. Hoch Tirpitz! Hoch der Flottenverein! Hoch —

Halt! ruft da jemand dazwischen. Die Flottenaktion ist nämlich doch nicht das einzige Mittel, S. M. Kiffita I. von Skutari wegzubringen. Es geht auch ohne Panzerschiffe. Alle Diplomaten nämlich, die eheben die Ehre und das Vergnügen hatten in Cetinje eine europäische Großmacht zu vertreten, belamen außer ihrem Tagelohn noch Spielgelber amtlich angewiesen. Der Herrscher der schwarzen Berge liebt es nämlich, mit den beglaubigten Gefandten die Rächte bei „Meine Tante, Deine Tante!“, „Gottes Segen bei Eohn!“ und ähnlichen Gesellschaftsspielen totzuschlagen und liebt es noch mehr, dabei so — mageln Kinnig zu har! — so das Glück zu lotterieren, daß er längst den Titel eines Königs der Fallschirm verdiente, ehe er unter die Könige von Gottes Gnaden aufrückt. Die Diplomaten, die mit Kiffita am grünen Tisch saßen, müßten natürlich beide Augen zubringen, wenn der Souverän mit gequinten Karten arbeitete oder mit lebenswüderiger Gelassenheit ein Ah aus dem Kermel hervorholte; wie lange als Diplomat in Cetinje sah, gleich von diesem häßlichen Augenzubrüden einem Maulwurf. Wie wäre es nun, wenn man statt des kleinen Kreuzers „Bredlau“ die Herren Stallmann und Kie m e l a mit einigen Kreuzern in der Tasche nach Montenegro schickte, damit sie Kiffi Skutari beim Poker oder Wafas abgewinnen, denn sie verstehen es sicher noch besser als er. Dann würden sie eine noch nützlichere Aufgabe erfüllen als heute, wo sie im Gerichtsaal ein Kolleg darüber lesen, wer und was und wie ein edler Kavallerist ist. Er ist gar nicht stolz, der Baron Korff-König alias Stallmann, er hat mit Hohen und Prinzen und sogar mit edligen Hofarenleutnants wie mit feinesgleiden verkehrt und scheut sich jetzt nicht, einem simplen Landgerichtspräsidenten und einem einfachen Staatsanwalt Aufklärungen über die Welt der Kavaliere, der Elogien und des Chies zu erteilen. Er zieht nur die Augenbrauen ein wenig in die Höhe, der Herr Baron Korff-König, wenn der Vertreter der Anklage eine gar zu wenig weltmännische Frage stellt und zu einem der Beisitzer sieht er am liebsten gar nicht hin; der Mann trägt ja Hölchen! Dieser Baron wird auch mit dem montenegrinischen König fertig werden, und wenn er ein noch so großer Ganner ist. Vielleicht greift Herr v. Veihmann Hollweg unsere Anregung auf, damit er in seiner angeklüglichten großen Rede am Montag wenigstens einen guten Gedanken hat.

Wir liefern ihm sogar gern einen zweiten: um das „autonome“ Albanien nicht zu einem Janfapel zwischen Italien

und Oesterreich-Ungarn werden zu lassen, wäre es vielleicht am gerateneren, es dem Pächter Soht mit allen Vorzügen zu verpachten, der jetzt frei geworden ist und als Inhaber des Kronenordens vierter Wagenklasse einen Vorsprung vor den weniger angezeigten Thronprätendenten vom Schlege des Herzogs von Montenegro hat. Eine eigentümliche Geschichte mit dem Pächter Soht: erst galt er als rausgeschmissen und dann wird ihm ein Orden „nachgeschmissen“. Freilich will eine ganze Anzahl kleiner Beamter wegen dieser Ordensverleihung ihre Königsstreue fündigen. Ein Bahnhofsvorsteher, der dreißig Jahre lang die Abfahrt des Personenzuges Cleeperburg-Friesenbich-Hamsloh-Chohlt dirigiert, wird beim Uebertritt in den Stand der Pensionisten mit dem „Kronen vierter“ beglückt und ein Pächter, der nichts weiter geleistet hat, als daß ihn der Kaiser ein wenig despektierlich behandelte, erhält dieselbe Auszeichnung! Wo bleibt da die Gerechtigkeit? Das Allgemeine Ehrenzeichen hätte es hier auch getan!

Die Körgler von Beruf haben es Wilhelm II. übel genommen, daß er nicht eine eklatante Genugtuung gewährt hat. Lächerlich! Wo die „Kotte Menschen“, nicht wert, Deutsche zu heißen“ und die „vaterlandlosen Gefellen“ noch nicht einmal den Kronenorden bekommen haben! Nach unverbesserlicherer Körgler haben sogar gemeint, der Kaiser hätte sich mit seinem Ausdruck möhigen sollen. Gut gesagt, aber wer einer Herrn wie den Flügeladjutanten Freiherrn v. S e n d e n tagtäglich um sich hat, kann sich schon hier und da ein kräftiges Wort erlauben. Wenn diesem glänzenden Offizier nämlich ein Eisenbahnunfall trifft, insofern ein Bürgerlicher ohne Uniform, Rang und Titel zu ihm ins Amt erster Klasse geschoben wird (Herr Breitenbach, fächten Sie, wie Amerika besondere Abteile für Schwarze hat, eine Eisenbahnklasse la nur für Adlige ein), so muß sein blaues Blut und er heißt schneidig, daß die „Schweineerei“ entfernt wird. Das ist das feudale Gegenstück zu einem bürgerlichen Eisenbahngeschichten, in dem allerdings auch ein Herr von hohem Adel eine Rolle spielt. Der hand, des Juges Jarrend, auf dem Wege einer kleinen Station, und zwar just auf dem, das der nächste Zug benutzte. Schon war die heranbrausende Maschine nur mehr ein paar Meter entfernt, da sprang ein Eisenbahnarbeiter hinzu und rühr Seine Hohegeboren mit kräftigem proletarischem Auck zur Seite. Unsanft berührt drehte sich der Herrliche um und schnarrte seinen Lebensretter an: „Was fällt Ihnen ein, mein Lieber? Äh — äh! — meine eigene Sache, ob überfahren werde oder nicht. Verbitte mir Einmischung!“ „Schon recht“, sagte der Treuherrige, „schon recht, Herr Graf! Aber wer schafft nachher die Schweineerei fort!“

Heberhaupt das Junkertum und die Frage, wer die „Schweineerei“ einmal fortzuschafft! Wir fürchten, das deutsche Volk muß sich dieser keineswegs angenehmen Arbeit unterziehen.

Karl Ludwig.

fehlant der Aufstehungskirche, wo sie sich mit einer anderen Menge vereinigen. Der Zug zählte jetzt mehrere tausend Personen und erstreckte sich über mehr als einen Kilometer. Der Zug bewegte sich unter Abhängen der russischen und bulgarischen Ohren und unter ununterbrochenen Hurraufen und näherte sich der Peter-Pauls-Kathedrale. Eine Abordnung betrat die Kathedrale und legte ein Kreuz auf dem Grabe Alexanders II. und einen Kranz auf dem Grabe Alexanders III. nieder. Darauf zerstreute sich ein Teil des Zuges; etwa 3000 Personen veranstalteten vor der bulgarischen und serbischen Gesandtschaft Kundgebungen. Schließlich gingen die Manifestanten ruhig auseinander. Während der ganzen Kundgebung kam es nirgends zu Ausschreitungen oder Aufrührungen.

Politische Ueberblick.

Eine interparlamentarische Konferenz gegen das Wettrüsten.

Aus Bern wird uns telegraphiert: Das Rüstungsfieber, das die europäischen Großstaaten befallen hat, hat auch hier Beunruhigung, ja Bestürzung hervorgerufen. Mit Sorge fragt man sich, wohin diese furchtbaren Armeevermehrungen noch führen sollen. Ist doch das Schweizer Wirtschaftsleben so sehr mit dem der benachbarten Großstaaten verbunden, als daß nicht eine kriegerische Katastrophe auch für uns ein nationales Unglück wäre. Von solchen Erwägungen geleitet, ist ein Komitee von Parlamentariern in Bildung begriffen, dem Vertreter aller Schweizer Parteien angehören werden. Das Komitee beabsichtigt, die Parlamentarier Frankreichs und Deutschlands zu einer Konferenz einzuladen, die demnächst stattfinden soll. Aufgabe dieser Konferenz wäre es nicht, Einzelheiten der deutschen und französischen Seeresvorlagen zu kritisieren. Denn dafür sind die Parlamente da. Vielmehr sollen diejenigen Abgeordneten zusammen treten, die von der Einbringung der Vorlagen gerade in dem jetzigen Zeitpunkt eine friedengefährdende Wirkung fürchten. Die vorläufige Verständigung soll also dahingehen, in diesem Jahre die Vermehrung des Heeres oder die Verlängerung der Dienstzeit abzulehnen. Als Ort des Zusammentritts für diese Konferenz ist Bern in Aussicht genommen.

Kolonialjustiz.

Der südwestafrikanische Farmer Cramer, der eine ganze Anzahl seiner schwarzen Arbeiter und Arbeiterinnen in der furchterlichsten Weise gemartert hatte, weil er sich einbildete, diese Schwarzen hätten ihn durch Raub — vergiftet wollen, hat jetzt seine Strafe erhalten: vier Monate Gefängnis! Die erste Instanz hatte ihm 1 Jahr 9 Monate zugesprochen. Die südwestafrikanische Zeitung „Südwest“ hatte folgende Schilderung der von Cramer verübten Marterungen gegeben:

Julu, der einzige Mann unter den Verletzten, habe große Hautdefekte gehabt, die Sachverständiger näher schildert; in Lebensgefahr sei er nicht gewesen.

Marias Wunden gingen über den ganzen Rücken. Die brandige Haut, die zuerst noch vorhanden war, ging nachher ab. Das Leben der Maria sei wohl bedroht gewesen, sie habe lange krank gelegen.

Kanduros Verletzungen seien nicht so erheblich gewesen. Die Möglichkeit des Zusammenhangs zwischen der Mißhandlung und der Fehlgeburt sei wahrscheinlich. Amalie habe ebenfalls handtellergroße Hautdefekte gehabt; ihr Leben sei nicht besonders (1) gefährdet gewesen. Magdalena, die an sich schwächlich erscheine, habe nicht so starke Verletzungen aufgewiesen, sie sei aber immerhin ordentlich ausgepeitscht worden. Die Verletzungen hätten sich über Rücken, Brust und Schultern erstreckt. Die verstorbene Kuma habe am Schlimmsten ausgesehen. Sie hätte nur durch direkte Hautüberpflanzung auf operativem Wege behandelt werden können. Sie starb an der Ruhr, an der, wie der Sachverständige sagt, ja auch ganz gesunde Leute sterben können. Alwine sei auch nicht so schlimm mißhandelt worden, immerhin aber über eine „väterliche Züchtigung“ hinausgehend. Sie war nicht weiter in Behandlung. Maria, Jakobs Frau, wird dauernd in ihrer Arbeitsfähigkeit geschädigt bleiben.“

Vier Monate für solche Mißhandlungen! Und da entzückt man sich bei uns über Kongo- und Putomahogreuel!

Unternehmer-Steckbriefe.

Ein günstiger Wind wirft uns das folgende Kulturdokument auf den Tisch:

Arbeitgeberverband deutscher Papier- und Zellstofffabrikanten.
1913
Mundschreiben Nr. 1. Berlin W., den 2. April 1913.
Lohnnummer 17.
An unsere Mitglieder!

Bei der Firma J. S. Eppen in Winsen a. d. Luhe ist ein Arbeiterausstand ausgebrochen. Die Gründe hierzu wollen Sie aus dem beifolgenden Briefe (Anlage 1) der Firma J. S. Eppen selbst entnehmen.

Als Anlage 2 beehre ich mich, Ihnen eine Liste der Arbeiter zu übersenden, die bei der Firma J. S. Eppen in den Ausstand getreten sind; Sie werden hiermit gebeten, aus Winsen a. d. Luhe kommende Arbeiter bis auf weiteres nicht einstellen zu wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Der Geschäftsführer:
Ditges.

In der Anlage 1 schildert die Firma Eppen, daß in ihrem Betriebe die Maschinenisten und Geizer durch ihre Organisation Forderungen gestellt hätten. Da die Firma „grundsätzlich“ nur mit ihren Arbeitern verhandelt, habe sie das Schreiben der Organisation unbeantwortet gelassen. Darauf reicheten die Maschinenisten die Kündigung zum 30. März ein. Ohne die Maschinenisten könne die Firma ihren Betrieb nicht aufrechterhalten, daher habe sie ihre übrigen Arbeiter zum 30. März gekündigt. Bei einer Verhandlung mit Vertretern der Arbeiter hätten diese Forderungen gestellt. Schließlich sei der Firma nichts übrig geblieben, als den Betrieb am 31. März einzustellen. Eine Liste der ausgesperrten Arbeiter — 141 männliche und 45 weibliche, mit Angabe des Vor- und Nachnamens, des Geburtsortes und -ortes — wird als Anlage 2 mitversandt.

Wo findet sich der Staatsanwalt, der diesen unglaublichen Terrorismus strafrechtlich verfolgt? Wohlgeachtet, es handelt sich nicht etwa um unbemittelte Streikende, sondern um arbeitssuchende Ausgesperrte. Ohne

irgendwelche Nachprüfung der Sachlage — der Brief des Unternehmers datiert vom 1. und der des Arbeitgeberverbandes vom 2. April — werden 185 Arbeiter mit ihren Familien dem Hunger preisgegeben. So will es die Majestät Kapitalismus und demütigt neigt das Gesetz sein Haupt!

Aus Groß-Berlin.

Der „Vorwärts“ am Montag.

Mit der heutigen Ausgabe erscheint der „Vorwärts“ zum ersten Male als Montagsausgabe. Unsere Abonnenten erhalten das Montagsblatt in der gleichen Weise zugestellt wie die übrigen Ausgaben des „Vorwärts“, und zwar ohne Erhöhung des Abonnementspreises. Der am Kopfe des Blattes enthaltene Preisdruck ist nur für den Straßenhandel bestimmt und hat den Zweck, einen bestimmten Verkaufspreis innezuhalten.

Unsere Parteigenossen bitten wir, diese neue Erweiterung ihres Parteiblattes zum Werben neuer Abonnenten zu benutzen.

In's Leben hinaus!

Die Jugendfeier für die schulentlassene Jugend, die am Sonntagmittag im großen, überfüllten Saal der Brauerei Königshof veranstaltet war, zeigte wieder mal so recht den sprühenden, mit heißem Sehnen zur Höhe strebenden Geist, der in der Arbeiterschaft und ihrer Jugend herrscht. Die seelenfangende Kirche sendet ihre verschüttelten, geistgetöteten Schäflein hinaus ins feindliche Leben mit Wilsprüchen, von denen niemand satt und glücklich wird, — die Arbeiterschaft gibt ihren Sproßlingen Lebensweisheiten auf den Weg, fest wie Eisen, lauter wie Gold, klar wie das Sonnenlicht. Es war ein herzbewegender Anblick, dieser jugendfrische Proletariatsnachwuchs, der vom Leben noch so viel erwartet, viel mehr, als es den Eltern im Strom des Ringens um Freiheit und Recht geben konnte. Wichtig wie Stahl prasselte jedes zündende Geleitwort Rudolf Bissells in die mit allen Fibern aufhorchenden jugendlichen Scharen hinein. Faustens Weiß weckte wacker den Redner. Im Tale grünt Hoffnungsglück... überall regt sich Bildung und Streben... sehnd ersehnt es das Volk, sich den wahren Himmel zu sichern und zu schaffen. Wie die Frühlingssonne kein Weises duldet, muß auch der Winter des Lebens sich wandeln in lachende Freude, in den ewigen Köhlerfrühling. Mit dem Frühlingsglauben Uhlands werde sich dereinst alles, alles wenden... Raum für alle Menschen habe das Glück der Erde. Darum heißt es arbeiten, schaffen, kämpfen von früher Jugend an, gegen widerstrebende finstere Mächte sich durchringen und durchsetzen. Der eine allein sei schwach, vereint erst gebe es die Kraft, die den Arbeiter emporträgt zum Licht. Und so soll auch für unsere jungen Freunde der Witz sein: Sinein in die Organisationen, die euch stark machen für die Kämpfe des Lebens! Schafft rastlos, strebt nach Bildung, daß ihr in späteren, schöneren Tagen mit Stolz sagen dürft: Wir arbeiten, sind jeder Zoll ein wahrer Arbeiter!

Hatten schon die Frühlings- und Freizeitspieler des Arbeitergesangsvereins „Typographia“, in formvollendeter Weise vorgetragen, das Innerste ausgehört, so fanden die gut gewählten Rezitationen des Schauspielers Herrn Richard vom Berliner Deutschen Theater eine begeisterte, deren eben nur die Arbeiterjugend fähig ist. Der Künstler gab aber auch sein Bestes, besonders in Freischaus Müßiggangsgedicht „Aus dem schlesischen Gebirge“. Man merkte ihm an, daß er vom eigenen Herzen zu den Herzen der Jugend sprach, und damit hatte er aus den Herzen aller Volksgenossen gesprochen, die in der Sorge um das geistige und leibliche Wohl der Arbeiterjugend allen Gegenströmungen zum Trotz nur immer mehr ersinken werden.

Gegen die Arbeiterjugend

war am Sonnabend in Pankow und am Sonntag in Neukölln ein Massenaufgebot von Volkspolizeianten mobil gemacht, das mit acht preussischer Schneidigkeit gegen die jungen Deutschen vorgegangen ist. Eine Reihe Sittenerungen wurden in Neukölln vorgenommen und die Verhafteten stundenlang auf der Wache festgehalten. Wir kommen morgen eingehend auf die Sache zurück.

Gasvergiftung dreier Mädchen in Schöneberg.

Eine schwere Gasvergiftung, die zwei Personen das Leben kostete, während eine noch mit dem Tode ringt, ereignete sich in der Nacht zum Sonntag in Schöneberg. Dort betreibt in dem Hause Kaiser-Wilhelm-Platz 4 der Schächlermeister Otto Kippert ein Fleischwarengeschäft, in dem außer den Gesellen zwei Ramsells und eine Köchin beschäftigt sind. Die Mädchen, die 19 Jahre alte aus Falkenberg gebürtige Anna Plattentisch und die ebenso alte Charlotte Köhner, die aus Wriezen stammt, sowie die 22 Jahre alte Köchin Marie Puschardt, schlafen in einem Zimmer der im dritten Stock des Vorderhauses belegenen Wohnung des Fleischereimisters. Sonntagmorgen um 6 Uhr wollte der Meister die Mädchen, die am Abend vorher zur gewohnten Zeit ihr Zimmer aufgesucht hatten, wecken. Als er auf sein Klopfen keine Antwort erhielt, wurde er stutzig, um so mehr, als ein scharfer Gasgeruch aus dem Schlafzimmerschleuse strömte. Er brach darauf sofort die von innen verriegelte Tür auf und fand jetzt zu seinem Schrecken in dem ganz mit Gas gefüllten Räume die Mädchen bewegungslos in ihren Betten liegen. Er löschte den Raum und ließ gleich einen Arzt und die Feuerwehr herbeirufen. Diese stellten bei den Bewußtlosen mit einem Sauerstoffapparat Wiederbelebungsversuche an, die jedoch erst nach einiger Zeit bei der Köchin von Erfolg begleitet waren. Alle Bemühungen, auch die Verkäuferinnen wieder ins Leben zurückzuführen, waren erfolglos. Die Schwererkrankte wurde nach dem Augusta-Viktoria-Krankenhaus in Schöneberg gebracht, wo sie in einem sehr besorgniserregenden Zustande daniederliegt, während die Leichen der beiden Ramsells nach dem Schauhaus übergeführt wurden. Ohne Zweifel sind die Mädchen einem Unglücksfall zum Opfer gefallen. Wie festgestellt werden konnte, legten sich die beiden Verkäuferinnen, kurz nachdem sie ihr Zimmer aufgesucht hatten, zur Ruhe. Die Köchin plättete jedoch bis gegen 12 Uhr noch in dem Schlafraum und legte sich dann ebenfalls nieder. Als sie sich schlafen legte, war noch alles in Ordnung. Die Verkäuferin Köhner schlief nun in einem Bett, das unmittelbar neben einem Herd steht, auf dem sich ein Gaslocher befindet. Es wird nun angenommen, daß das Mädchen, das einen sehr unruhigen Schlaf hatte, und sich auf seiner Lagerstatt oft hin- und herwarf, im Schlafe den Schlauch des Röhlers gelöst hat. Sonntagmorgen, als der Meister in das Zimmer trat, hing der Schlauch herab. An der Lage der Leiche des Mädchens konnte man diese Annahme jedoch nicht erkennen.

Ein alter Parteigenosse, der Schankwirt Karl Oskastein aus der Salzweider Straße, ist im Alter von 72 Jahren am Sonnabend gestorben. Oskastein, der früher Maurer war, wurde schon in jungen Jahren Mitglied des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins und hat dann fast ein halbes Jahrhundert hindurch in Dienste der Arbeiterbewegung gestanden. Er trat wenig an die Dessenauflösung, wirkte aber im stillen mit unermüdetem Eifer.

Spiel und Sport.

Fußballspiele im Arbeiter-Turnerbund.

Neber keine Sportart geben die Meinungen so weit auseinander wie über das Fußballspiel, trotzdem es eine so außerordentlich große Verbreitung in ganz Deutschland erlangt hat. Fragen wir z. B. jemanden: Wie denken Sie über Turnen, Schwimmen, Wandern usw., so werden wir fast durchweg die Antwort erhalten: Das sind recht nützliche und besonders für die Jugend empfehlenswerte Sportarten! Fragen wir aber: Wie denken Sie über das Fußballspiel? So werden die Freunde des Spiels natürlich dieses lebendige Kampfspiel mit seinen packenden Momenten und interessanten Situationen loben, aber — große Kreise der Bevölkerung haben für die unzähligen Fußballklubs kein Interesse übrig. Und zum Teil mit Recht! Der „Deutsche Fußballbund“ (Mitglied des Jungdeutschlandbundes) hat der Arbeiterschaft die Kreuze an diesem Volksspiel gründlich verdorben! Körper und Geist sollen gleichermaßen ausgebildet werden, das ist ein fundamentaler pädagogischer Grundsatz — aber nicht für die bürgerlichen Sportverbände; scharf doch kürzlich eine Sportzeitung: „Die Fußballer haben gar kein Interesse für öffentliche soziale Fragen, sie wollen nur ihre Spiele pflegen und dann abends über die sportlichen Ereignisse launegiekern.“ So sieht in Wirklichkeit die ganze bürgerliche Sportbewegung aus!

Seitdem der Arbeiter-Turnerbund diese Spiele übernommen hat, haben die Jungdeutschlandbündler beschlossen, daß alle Sportplätze Groß-Berlins für die Arbeiterfußballspiele zu sperren sind. Jedem Besitzer eines Sportplatzes wird mit Mahfakt gedroht, wenn er seinen Platz für die Arbeiterschaft hergibt. Dabei besteht der größte Teil der Mitglieder in diesen Vereinen selbst aus Arbeitern. Kürzlich sollte auf einem Weihenstepher Sportplatz ein Spiel stattfinden und der Besitzer war auch damit einverstanden. Als der dem Jungdeutschlandbunde angehörige „Verband Brandenburgischer Fußballvereine“ jedoch davon erfuhr, wurde dem Besitzer gedroht, daß dann sein Platz für alle Vereine des B. V. V. gesperrt würde!

Aber nicht nur die privaten, sondern auch die städtischen Spielplätze sollen für die Arbeitervereine gesperrt werden. Wie uns von zuverlässiger Seite mitgeteilt wird, ist bereits ein Gesuch an den Magistrat von Berlin eingereicht, daß die für Fußball geeigneten Plätze (vor allem kommt der neu einzurichtende Platz in der Schönhauser Allee in Frage) direkt dem B. V. V. zur weiteren Verteilung überwiehen werden sollen. Das ist eine ganz raffinierte Taktik. Damit würden die über 1000 Arbeiterfußballspieler Groß-Berlins auch von diesen Plätzen ausgeschlossen sein. Wir können wohl als selbstverständlich annehmen, daß der Magistrat diesen Herren mit aller Deutlichkeit vor Augen führen wird, daß das Gemeindegut für alle Bürger zur Verfügung gestellt wird.

Der 1. Kreis des Arbeiter-Turnerbundes hat für die Fußballvereine eine „Märkische Spielvereinigung“ gegründet, der die Regelung der Spiele übertragen worden ist. Dieser Vereinigung können alle Fußballvereine beitreten, während Einzelmitglieder in den Arbeiterturnvereinen Gelegenheit zum Turnen und Fußballspielen erhalten.

Fußballwettspiel Schöneberg—Rummelsburg 3:2.

Das gestern nachmittag von 4 1/2—7 Uhr veranstaltete Wettspiel obiger Vereine (Mitgl. d. Arb.-Turnerbundes) fand in Mariendorf an der „Blauen Hölle“ statt. Schöneberg steht in der Spielstärke an zweiter Stelle, jedoch hat auch Rummelsburg viele gute Kräfte gewonnen, so daß das Spiel äußerst lebhaft und scharf war. Verschiedene Eckbälle blieben zunächst ohne den üblichen Erfolg, da der scharfe Wind die Bälle meist hinter das Tor jagte. Schöneberg drängte kräftig vor und konnte durch scharfen Angriff schließlich das erste Tor erzielen. Aber auch Rummelsburg ließ nicht locker und ein gutgezielter 11-Meterstoß brachte ihm den ersten Erfolg. Nach der Halbzeit hatte Schöneberg den Wind im Rücken und konnte bald das zweite Tor verzeichnen. Mehrere Male kam es vor beiden Toren zum Gedränge, ohne jedoch zu einem Erfolg zu führen, besonders die Verteidigung der Rummelsburger war sehr wachsam und brachte den Ball stets wieder ins Spiel. Durch scharfen Angriff erzielten die Rummelsburger und gleich darauf durch einen Eckball in kritischer Situation die Schöneberger ein Tor. Ein weiteres von den Schönebergern erzieltes Tor wird wegen Hand nicht gegeben, so daß das Spiel mit 3:2 für Schöneberg abschließt. Beide Mannschaften zeigten großes Spieltalent. Die Schöneberger sind nunmehr mit 20 Punkten dicht hinter den Weihenstepher, die in dieser Spielserie bisher 22 Punkte erzielten.

Der Turnverein „Richte“ veranstaltete am Sonntag in Reinickendorf und Treptow leichtathletische Wettkämpfe in Laufen, Springen und Werfen. Die Veranstaltungen, an denen etwa 300 Arbeiterturner teilnahmen, verliefen äußerst interessant.

Das Radrennen auf der Olympia-Bahn ging am Sonntag um den „Preis der Nationen“.

Das Rennen wurde von Vanderhuyft (Belgien), Balthour (Amerika), Zimmermanns (Holland) und den beiden Deutschen Janke und Kettelbed bestritten. Balthour bemächtigt sich der Führung vor Vanderhuyft, der jedoch bald von Kettelbed auf den dritten Platz verwiesen wird. Nach dem 20. Kilometer hat der aufstrebende Janke Motorschaden und fällt zurück. Aber auch der Amerikaner kann sich nicht allzulange an der Spitze halten; er fällt ein Augenblick vom Motor ab und Kettelbed hat das Kommando, bis kurz vor dem 40. Kilometer der Belgier durch einen Abfall des Berliner vom Motor die Spitze erlangt, die er bis zum Schluß siegreich behauptet. Seine Gegner haben des Stieren mit Rad- und Motorschaden zu kämpfen und sollen zum Teil weit zurück. — Das Harry-Eises-Memorial, von demselben Balthour bestritten, sah den Amerikaner Balthour siegreich. — Ein Dauerrennen mit Vorkampfen über 15 Kilometer hatte Pomke als Mannmann, der jedoch seine Aufgabe nicht lösen konnte; Steiger blieb Rode mit 6 Runden Vorkampfe. — Einige Fliegerrennen verabschiedeten das Programm. — Ergebnisse: August Lehr-Preis. 1. Lorenz, 2. Finn, 3. Kubela, 4. Peter. Huber-Seidl-Preis. 1. Lorenz, Kubel, 2. Kubela-Peter, 3. Hoffmann-Finn, 4. Ostermeier-Dreidenbach. Prämienfahren. 1. Pomke, 2. Kruppl, 3. Freinwald, 4. Schmitz. Preis der Nationen. 75 Kilometer. 1000, 800, 700, 600 und 500 M. 1. A. Vanderhuyft, 53 Min. 35 Sek.; 2. Kettelbed, 2610 Meter; 3. Janke, 5090 Meter; 4. Zimmermanns, 7830 Meter; 5. Balthour, 9930 Meter. Harry-Eises-Memorial. 10 Kilometer. 400, 300, 200, 150 und 100 M. 1. Balthour, 7 Min. 34 Sek.; 2. Kettelbed, 90 Meter; 3. Vanderhuyft, 150 Meter; 4. Janke, 310 Meter; 5. Zimmermanns, 930 Meter. Dauerrennen mit Vorkampfen. 15 Kilometer. 150, 100, 75, 75 und 50 M. 1. Rode (6 Runden) 10 Min. 38 Sek.; 2. Leuber (5) 1110 Meter; 3. Amort (3) 1380 Meter; 4. Pomke (1) 1800 Meter; 5. Jenke (1) 1810 Meter.

Letzte Nachrichten.

Der Kellnerstreik im „Original-Hadepeter“.

Der im „Hadepeter“ des Herrn Martin, Münzstraße, ausgebrochene Kellnerstreik führte am Sonnabend zur Schließung des Lokals! Der Streik dauert fort. Herr Martin versuchte am Sonntag mit Hilfe von Gelben seinen Betrieb aufrechtzuerhalten. Für genügendes Belanntwerden des Konvikts sorgte ein Aufgebot von 40—50 Schuppleuten, das mit heruntergelassenen Schuppenketten auf Bettelverteiler saß. Der Betrieb ist natürlich für organisierte Gehilfen gesperrt.

München, 8. März. Im Waldensee ertränkte sich gestern ein Postkellner aus München mit seinen beiden Kindern im Alter von fünf und acht Jahren. Nach hinterlassenen Briefen hat ihn ein Herzleid in den Tod getrieben.

Hamburg, 8. März. Heute früh fand bei den Notwerfen am Indialai eine Kesselplosion statt, bei der zwei Mann schwer verletzt wurden. Der eine ist bereits gestorben, der andere dürfte kaum mit dem Leben davonkommen.

HERMANN TIETZ

76

LEIPZIGER STRASSE Diese Woche ALEXANDERPLATZ Soweit Vorrat FRANKFURTER ALLEE

Enorm billige Angebote in der Abteilung für Damen-Bekleidung

ca. 2000 Damen-Kostüme

Kostüme	aus blauen Kammgarnstoffen mit aparten Garnierungen	10 ⁷⁵	18 ⁵⁰	28 ⁷⁵	37 ⁵⁰
Kostüme	aus englischartigen Stoffen, gute Qualitäten, flotte Fassons	9 ⁵⁰	15 ⁵⁰	25 ⁵⁰	36 ⁰⁰
Kostüme	aus eleganten Modestoffen, vornehme Ausfüh., Schneiderarbeit	37 ⁵⁰	48 ⁰⁰	59 ⁰⁰	75 ⁰⁰
Kleider	für Strasse u. Haus, a. gutem Wollpopeline, neue Formen u. Farben	24 ⁷⁵	29 ⁰⁰	39 ⁰⁰	48 ⁰⁰

ca. 20000 Damen-Blusen

Blusen	aus Batist und Voile, moderne Fassons. . .	1 ⁹⁵	2 ⁹⁰	3 ⁹⁰
Blusen	m. Stickerei z. T. Wiener u. Brüsseler Fabrikat	6 ⁷⁵	9 ⁷⁵	12 ⁷⁵
Blusen	aus Voile auf Futter mit modernem Kragen	2 ⁹⁰	3 ⁹⁰	4 ⁹⁰
Blusen	Imit. Mairame, elegant, z. T. auf Tüll- und Seidenfutter	10 ⁷⁵	13 ⁵⁰	15 ⁵⁰
Blusen	aus Seide, auf gutem Taffet und Paillette .	4 ⁹⁰	7 ²⁵	9 ⁷⁵

Kinder-Garderobe

Turnkleid	vorschriftsmässig, aus marine Baumwollstoff (Bluse, Faltenrock, Hose mit verstellbarem Leibchen Grösse 60 cm)	9 ⁷⁵	jede weit. Grösse 0.75 Mark mehr	
Mädchen-Waschkleider	60-100 cm lang	4 ²⁵	5 ⁵⁰	7 ⁵⁰
Knaben-Anzug	Prinz-Eitel- oder Prinz-Heinrichform, aus marine Kammgarn mit Armstickerei	7 ⁰⁰	8 ⁷⁵	10 ⁵⁰
Knaben-Anzug	Sportform, mit Gürtel aus blauem Cheviot oder farbigen Stoffen englischer Art	9 ⁷⁵	12 ⁰⁰	14 ²⁵
Knaben-Waschanzüge	für 2 bis 8 Jahre	2 ⁷⁵	3 ⁵⁰	5 ⁰⁰

CIRCUS CARRÉ FESTSPIELE

Berlin-Neukölln, Pflügerstraße.
Montag, den 7. April,
11-1 Uhr: Öffentliche Probe mit Musik. Entree 10 u. 20 Pf.
Abends 8 Uhr: Wiederholung der mit so stürmischem Beifall aufgenommenen Premiere.
Fahrverb.: Elektr. Straßenb. 5, 13, 20, 27, 28, 29, 30, 47, 48, 58, 65, 80, 94, I, II, P, R.
Auto-Omnibus 11. Städtische Straßenb. Stettiner Bahnhof-Urbanstr., Behrenstr., Treptow.
Billett-Vorverkauf bei A. Wertheim.

Auf Teilzahlung, ohne Anzahlung.
Kein Kassierer.
Teppiche, Gardinen, Stores, Portieren, Gläser, Stepp- und andere Decken.
Matzner, Gutfelandstraße 41, Bilderladen.

Möbel-PIEHL

Berlin N
120 Brunnenstr. 120

Obwohl kein Kredithaus, jedem Teilzahlungen!

Billigste Preise, da grosser Umsatz und kleiner Nutzen.

Teilzahlungen erhöhen bei Piehl nicht die Preise!

MÖBEL-
Einrichtungen 230 Mark an
komplett von

Ausstellungen
Parterre 300 qm. und im Fabrikgebäude.

OTTO PIEHL **Realle Möbel**

Billige Angebote
halbbaren, bewährter und gut sitzender

Berufs-Kleidung

BAER SOHN

Chausseestraße 29-30 Berlin 11 Brückenstraße 11
Gr. Frankfurter Str. 20 Gegr. 1891 Schöneb., Hauptstr. 10

Hanchester-Anzüge
Marke Gambrius. Warm gefüttert. Strapazierfest.
Joppe 2reihig 11.90
Weste 3.60
Hose 6.75

Herkules-Leder-Hosen
Alleinverkauf. Gestreift od. einfarbig. Kernig u. stark. Beste Arbeit. Bund aus einem Stück. Schwere Taschen. 4.50

Weißkellnerjackette
vortüchtig in Wäsche 3.65 u. 2.50

Pa. blaue Monteur-Jackette
Körper od. Dreiluft- u. waschecht. Extra lang. Geätzt. geschützt. Taschen-Verzierung. M. 2.45

Setzer-Rittel 3.10 2.50
Maler-Rittel 2.90 2.00
Haupt-Katalog Nr. 47 (Berufs-Kleidung) postfrei!

Schutz-Kleidung
für Sanitätsdienst und gewerbe-polizeiliche Vorschriften

Achtung Problem-Raucher!

Es werden in letzter Zeit minderwertige Nachahmungen meiner seit Jahren bekannten Problem-Cigaretten in Verkehr gebracht, die als Ersatz für meine Fabrikate angeboten werden. Man wolle daher beim Ankauf genau auf das Wortzeichen „Problem“ auf jeder Cigarette und Packung achten.

Cigarettenfabrik Problem

Der Patriot, bevor die Vermögensabgabe bekannt war und nachher.



„Mit Gott für König und Vaterland, —
So klang's vor hundert Jahren,
Als unsre Väter zornentbrannt
Den Flamberg schwangen in der Hand,
Das Preußenland zu wahren
Vor welscher Tück' und Tyranei.
Ja, alle strömten sie herbei
Auf ihres Königs Rufen.
Man legte auf die Stufen
Des Altars seine Gaben hin,
Gab Silber und nahm Blei und Zinn;
Man schnitt sich ab das blonde Haar
Und brachte es als Opfer dar. —
Das waren große Zeiten!
Der Väter Mut und Opferlust
Lebt auch in uns, der Enkel Brust.
In diesem Sinne, bitte ja,
Ein dreimal Hoch! Hurra, Hurra!“

„Jawohl wir brauchen Militär,
Viel mehr als wir schon hatten,
Kanonen, Säbel und Gewehr;
Viertausend Offiziere mehr,
Das kommt uns sehr zu statten. —
Was? 'ne Milliarde kost' der Spaß,
Na ja, man zu, was macht denn das?
Das Volk kann's ja berappen! — — —
Was? — Meine braunen Lappen
Wollt ihr besteuern ohne Scheu!?
Nee, Kinder, nee, das wär' ja neu!
Du machst mir keine Wige
Mit Steuern vom Besitze!
Die Kurse sinken jeden Tag,
Ein Bankrott folgt dem andern nach.
Es sind gar schlechte Zeiten!
Ich bin ein nationaler Mann,
Doch an die Tasche kommt nicht ran.
Nehmt, wenn ihr braucht Moneten,
Sie nur von den Proleten!“

Gottesgnadentum.

Unter den alterdgraunen Lieberlieferungen, die gleich Fossilien aus der Zeit der Saunter in die heutige neudeutsche Reichsherrlichkeit hineintagen, gehört die wunderbare Lehre vom Gottesgnadentum: die albernst Parodie auf den gesunden Menschenverstand und doch gerade deshalb von den Konservativen als kostbarste Reliquie ihrer „christlichen“ Staatslehre geschätzt. In der Zeit des beginnenden Staatsabsolutismus noch und nach fast von allen Fürsten zur Glorifizierung ihrer Machtansprüche übernommen, hat diese schöne Lehre heute in den modernen Kulturstaaten, wenn sie auch teilweise pro forma noch fortbesteht, jegliche Bedeutung verloren; nur in Rußland, einigen deutschen Kleinstaaten und vor allem in Preußen dem Fundlande so mancher politischen Lieberreste, wird sie noch immer mit geziemender Sorgfalt konserviert. Alle preussischen Dynastien der letzten Jahrhunderte waren Verehrer der Gottesgnadentums-Lehre wie wenig sie sich auch zum Teil in geistiger Beziehung besonderer göttlicher Begnadung zu rühmen vermochten. Von Friedrich I., dem Begründer des preussischen Königthums, der in deutsch-patriotischer Gesinnung die Hof- und Rätresienwirtschaft von Versailles bis auf das Tipfelchen über dem i zu kopieren suchte, selbst als er schon aus gewissen Gründen sich auf die platonische Liebe beschränken mußte, bis auf Friedrich Wilhelm IV., dem mythischen „Romantiker auf dem Throne der Jäzaren“, dessen Gottesgnadentümligkeit im Jahre 1848, nachdem er noch kurze Zeit vorher von oben herab verkündet hatte, daß er kein Blatt Papier zwischen seinem Herrgott und seinem Land dulde, recht gründlich in die Brüche ging.

Nur bei Friedrich II., den preussische Hofgeschichtsschreiber „den Großen“ oder auch „den Einzigen“ genannt haben, soll nach liberaler Behauptung von einer Befangenheit in gottesgnadentümlischen Anschauungen nichts vorhanden gewesen sein — und zwar deshalb nicht, weil der „Einzige“ sich in äußerlicher Anpassung an den Aufklärer seiner Zeit selbst als „premier serviteur de l'état“ (ersten Diener des Staates) zu bezeichnen beliebte. Doch schon Herr Professor Friedrich Julius Stahl, der konservative Spezialdekorateur des preussischen Gottesgnadentums, hat darauf hingewiesen, daß dieses unverbindliche Bekenntnis zum Vernunftmonarchismus mit der Regierungsweise Friedrichs II. in stärkstem Widerspruch steht und der Einzige „selbst in seiner Person die glorreichste Widerlegung seiner Definition“ ist. Und genau so viel wie diese liberale Legende ist die andere wert, daß auch der Kaiser Friedrich III. nicht das Bewußtsein seines Gottesgnadentums gehabt habe.

Höchstensfalls läßt sich in dieser Beziehung von kleinen graduellen Unterschieden sprechen; und so weit tatsächlich bei Friedrich III. ein kleines Manko vorhanden gewesen sein sollte, wird dieses durch das Mehr bei dem jetzigen Kaiser reichlich ausgeglichen, so daß, wenn man das Soll und Haben gegeneinander abwägt, sich ein recht beträchtlicher Ueberschuß auf der Habenseite ergibt. Durch die unzähligen Reden Sr. Majestät Wilhelms II., von der ersten Ansprache bis zur jüngsten im Berliner Landwehrhoffizierskasino, zieht sich wie ein roter oder richtiger blauer Faden die Idee einer besonderen Gottesbegnadung: eine Anschauung, die ihren eigenartigen Ausdruck in dem bekannten vom Kaiser in das goldene Buch der Stadt München eingeschriebenen Spruch „Suprema lex regis

voluntas“ (des Königs Wille ist das höchste Gesetz) und der Bezeichnung Bismarcks als simplen Handlanger Wilhelms I. fand oder, wie sein Enkel ihn zu nennen beliebt, Wilhelms des „Großen“.

Real ist diese Gottesgnadentumsidee. Sie ist keineswegs, wie „aristokratische“ Staatsrechtstheoretiker behauptet haben, ein Erzeugnis christlichen oder jüdischen Geistes. Sie hängt mit dem Ahnenkult zusammen. Als direkte Nachkommen und irdische Vertreter der uralten Stammesgötter genoßen einst manche Könige eine Art göttlicher Verehrung, die sich manchmal bis zu direkter Anbetung steigerte. So galt der Inlaiserlicher den Alpenanern als Sohn der in männlicher Gestalt gedachten Sonne, und der Mikado Japans leitet noch heute seinen Ursprung von Dschimmu-Temo, dem „gottgeborenen“ mythischen Reichsgründer her. Der Mikado ist also göttlicher Abkunft. Das hat nicht verhindert, daß, wie auch noch in neuerer Zeit so manche der Gottesgnadeten von ihren Völkern geliebt oder wegen unheilbarer Verstandeschwäche eingesperrt worden sind, auch früher schon den japanischen Götterjöhnen übel mitgespielt worden ist. So bemächtigten sich im 16. und 17. Jahrhundert in Japan die Kronfeldherren aller politischen Gewalt und machten die Nachkommen des göttlichen Reichsgründers zu bloßen Puppen.

Die christlichen Fürsten wußten zunächst nichts vom Gottesgnadentum, bis im fünften Jahrhundert die Bischöfe anfangen, sich unter Berufung auf eine Stelle im 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes als Bischöfe von Gottes Gnaden (Dei gratia) zu bezeichnen; ein Titel, der später, nachdem die Lehre von der christlichen Staatsherrschaft des Papstes entstanden war, durch die Worte „und des heiligen Stuhles Gnaden“ wirkungsvoll ergänzt wurde. Und diesem schönen Beispiel folgten dann nach und nach, je mehr die Fürstengewalt stieg, die weltlichen Gewalthaber, von den Karolingern bis zu den neugeborenen Potentaten der kleinsten Randstaaten. Die Gottesgnadenfirma mußte jede dunkle Herkunft beden.

Besonderen Anspruch auf Gottesgnadentum erhebt natürlich die katholische Kirche. Eine gewisse Gottesbegnadung gesteht sie zwar auch den weltlichen Potentaten ohne Rücksicht auf ihre Verstandeskräfte zu, aber deren Gottesgnadentum ist doch ziemlich minderwertiger Art. Denn erstens ist die Kirche direkt durch Gott selbst eingeseht, während die Fürstengewalt, wenn auch vom Himmel gegeben, weltlicher Natur ist. Zweitens aber steht, wie schon der heilige Thomas von Aquino herausgefunden hat, „jede menschliche Gewalt unter der Gewalt Gottes“ und „keiner menschlichen Gewalt darf man gegen Gott gehorchen“ — woraus sich nach der Kirchenlehre ergibt, daß die weltlichen Fürsten trotz ihres Gottesgnadentums nicht nur den Geboten der katholischen Kirche Folge zu leisten, sondern auch, wenn Papst und Kaiser mit einander in Zwist geraten, die Katholiken dem päpstlichen Gebot größeren Gehorsam schulden, als dem kaiserlichen. Demnach ist nach katholischer Lehre das Gottesgnadentum der Kaiser und Könige doch im Grunde genommen eine bedenklich defekte Sache; wie denn auch noch Leo XIII. in seiner Enzyklika über den Ursprung der bürgerlichen Gewalt vom 20. Juni 1881 offen verkündete:

Nur einen Grund haben die Menschen, nicht zu gehorchen, wenn nämlich von ihnen etwas gefordert werden sollte, was dem natürlichen oder göttlichen Gesetze offenbar widerspricht; denn Nichts von Allem, wodurch das Naturgesetz oder der Wille Gottes verletzt wird, ist zu gebieten oder zu tun erlaubt. Sollte daher

einer in die Lage kommen, daß er sich gezwungen sieht, eines von Beiden zu wählen, nämlich entweder Gottes oder des Fürsten Gebote zu verletzen, dann hat er Christo zu gehorchen, welcher gebietet, dem Kaiser zu gehorchen, was des Kaisers ist, Gott aber, was Gottes ist und nach dem Beispiele des Apostels mutig zu antworten: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Deshalb findet die Gottesgnadenlehre, wie sie heute von den Konservativen aus politischen Gründen hergestellt wird, denn auch selbst bei den katholischen Feudalen keine volle Billigung und kann diese nicht finden, wenn sich die liberalen Herren nicht in direkten Widerspruch zur katholischen Kirchenlehre setzen wollen. Und noch weniger vermögen die Liberalen gemäßigter und entschiedener Couleur sich zum offiziellen Gottesgnadentum zu bekennen. Sie sind allzumal Vernunftmonarchisten und ermangeln des richtigen Glaubens. Eine um so liebevollere Pflegestätte hat in neuerer Zeit — zur Zeit der Luigows dachte auch der preussische Adel ganz anders — die wunderbare Gottesgnadentumslehre bei den Konservativen gefunden. Sie haben sogar, um ihre „Unterlängigkeit“ nach oben zu bekunden, sich nicht zu verleugnen vermocht, in ihr heute noch gültiges Parteiprogramm vom 8. Dezember 1892, in das sogenannte Livols-Programm, den schönen Satz aufzunehmen: „Wir wollen die Monarchie von Gottes Gnaden unangetastet erhalten wissen.“

Freilich als ganz stubenrein kann auch die Gottesgnadentumslehre unserer Junker nicht gelten; denn sie wie die ganze heutige christlich-konservative Staatslehre ist nicht den erlauchtesten Köpfen eines hohen preussischen Adels entsprossen, sondern eines gestauten bayerischen Juden, des Herrn Friedrich Julius Stahl. Unzweifelhaft einer der besten Wige der Weltgeschichte, daß eine Partei von ausgesprochenem antisemitischen Charakter, die in dem eben erwähnten Livols-Programm den Kampf gegen den „vielfach sich vordrängenden und zerlegenden jüdischen Einfluß auf unser Volkleben“ als ihr heiliges Prinzip verkündet, sich genötigt sieht, ihre Staatstheorien von einem „sich vordrängenden“ getauften Juden zu beziehen, da sie in ihren eigenen Reihen — die Herren Georg Dertel und Fritz Wey ergrifferten damals noch nicht — nicht die nötigen Gehirnqualitäten aufzubringen vermochte. Und Ironie über Ironie: dieser jüdische Theoretiker des „christlichen“ Staates blieb trotz der Laune allezeit zu zwei Dritteln Jude, dessen Christentum sich als ein gar seltsames Gemisch von mittelalterlicher Mystik, Jähwelsch und alttestamentlichem Legendenglauben darstellte, wie er denn auch seine Gottesgnadentumslehre im wesentlichen auf den biblischen Bericht von der Erwählung Sauls in Israel stützte. Zwar eine etwas unsichere Grundlage, zumal das betreffende Kapitel des Buches Samuel, wie die Bibelkritik längst nachgewiesen hat, erst in der jüngeren Königszeit niedergeschrieben und darauf in nachgeräucherter Zeit säuberlich überarbeitet worden ist; doch was tut, diese sichere Fundierung hat die konservative Gottesgnadenlehre ja mit so manchen anderen konservativen Glaubenssätzen gemein.

In neuester Zeit hat das Gottesgnadentums-Dogma bekanntlich selbst im Lande der Türken und Mandschus abgewirtschaftet; das heißt, nur im östlichen Teil des Mandschureiches, in der westlichen Mandschurei, östlich der Elbe, ist man noch nicht so weit. Der Gopf, der in China fällt, wird im Kulturstaat Preußen, wie es sich geziemt, als Symbol der höheren Mandschukultur sorgfältig konserviert.

Preussische Junkeropfer.

Wie sie vor hundert Jahren steuerten.
Von Kurt Eisner.

Das wirtschaftliche Problem Preußens seit 1806 war nicht die unerfüllbare Befriedigung maßloser Ansprüche Napoleons, sondern die Befreiung des Landes von der Ausbeutung durch Krone und Adel. Der preussische Adel hatte bis zur Katastrophe von Jena an den europäischen Kriegen gewaltige Summen verdient. Sein Getreide ernährte zum großen Teil die Heere. Die Getreide- und damit auch die Grundstückspreise waren riesig gestiegen. Das preussische Volk aber litt furchtbar unter den hohen Preisen. Nach Jena trat natürlich ein Rückschlag ein. Aber er traf doch im Adel wesentlich nur die jüdischen und militärischen Staatspründer, die jetzt überzählig geworden waren und nun sehen mußten, wie sie sich auf andere Weise ihr Brot verdienen. Doch herrschte auch selbst in den Kreisen der Beamten und Offiziere durchaus nicht die gleiche Not. Nur wollten sich die Inhaber der Einkünfte durchaus nicht an Einschränkungen gewöhnen. Nichts hat so sehr den Haß der preussischen Beamten gegen Stein geschürt, als dessen Bemühungen, die unbedienten und unmäßigen Tagegelber zu beschränken. Der Hof spürte überhaupt keine Not. Als Hardenberg 1810 die Leitung der Regierung übernahm, verzichtete er patriotisch auf jedes Gehalt; aber er bestrahlte sich vor, seine Haushaltungskosten aus Staatsmitteln zu befreien; diese erreichten in manchem Jahr 37 000 Taler, eine selbst für heutige Verhältnisse ungeheure Summe — in der Zeit der „tieften Not“.

Der adelige Grundbesitz verdiente auch in allen diesen Jahren an dem nationalen Elend. Die Preise blieben hoch, und die Ernten waren zumeist gut. Die Agrarkrise trat erst nach dem Frieden, nach 1815 ein. Ein Scheffel Roggen, der 1816 87 Sgr. 7 Pf. gelostet hatte, wurde 1824 nur mit 18 Sgr. 10 Pf. bezahlt. Das war die Zeit, in der sich dann der preussische König endlich entschloß, seine Domänen, die unrentabel zu werden drohten, dem Staat zu überlassen, gegen eine feste Willkürrente; auf diesen Domänenhandel Friedrich Wilhelm III. wird heute noch das Finanzmillionengeld des preussischen Königs als über allen parlamentarischen Bewilligungen stehender unantastbarer Rechtsanspruch begründet.

Die preussischen Junker führten nicht nur fort, das Volk auszunutzen, sie waren auch entschlossen, die politische Kontrolle ihres Königs zu ihrem Vorteil in einer weit brutaleren Weise auszubehnten, als der fremde Eroberer jemals versucht hätte. Eine einzige Tatsache genügt, um den ganzen jämmerlichen Patrioten-schwindel des preussischen Junkertums für immer zu entblößen. Wegen seiner Förderung ist Napoleon so weitend geschmäht worden, als wegen seines Begehrens, für 50 Millionen Franken königliche Domänen zu erhalten. Weiterlich ist die moralische Entwürdigung über diesen Anspruch: der preussische Kaiser trock doch noch von dem Feind der polnischen Adelsgüter, die er eben erst verschlungen hatte! Und unübertrefflich die Entwürdigung, wenn sie gar preussische Junker hervorbringen. Die Kriegsschuld von 120 Millionen Franz hätte ein einziger Mann allein tilgen können: der König, dessen Domänenbesitz selbst in den Tagen nach Tilsit (mit den Forsten) noch einen reinen Ueberschuß von mehr als 2½ Mill. Taler abwarf; ein Besitz also, der weit die ganze Kriegskontribution überstieg. Aber Napoleon verzichtete auf den Naturalbesitz der Domänen und begnügte sich, für die Summe Domänenpfandbriefe zu empfangen. Bedingung war, daß auch der adelige Grundbesitz mit für die Zahlung bürgte. Da der damalige Wert der Domänen mindestens 20 Millionen Franz betrug, so war die Bürgschaft für 50 oder 70 Millionen Domänenpfandbriefe ohne jedes Risiko. Als Stein im Frühjahr 1808 über die Pfandbriefbürgschaften verhandelte, bewilligten die märkischen Junker eine Bürgschaft in Höhe von 29,6 Millionen Franz, sie forderten aber nicht etwa nur die Verpfändung königlicher Domänen, sondern die förmliche Heberlassung von Domänen im Werte von 44,4 Millionen Franz. Die allergetreueste Ritterschaft der Alt- und Neumark, die man heute als „die Märker“ zu bezeichnen pflegt, forderte allein für sich als Entgelt für eine lediglich formelle Haftung einen genau so großen Domänenbesitz von ihrem eigenen König, wie ihn Napoleon ursprünglich verlangt, dann aber darauf verzichtet hatte! Und

Stein gestand damals diese Konfiskation königlichen Besitzes durch die feudalen Vasallen tatsächlich zu!

Die grausamste Kontribution aber, die der preussische Adel in der Zeit der schweren Not dem Vaterlande auferlegte, war der ungeheuerliche Raub des Bauernlandes, der nach 1806 begonnen und nach den Freiheitskriegen, nach der Wiedererrichtung der unumschränkten Junkerherrschaft, schamlos vollendet wurde. Es gab schließlich nach den Regularisierungen weniger spannfähige, das heißt jugendlich haltende Bauern in Preußen, als nach dem hauerndmberischen dreißigjährigen Kriege. Wir haben immer noch keine ausreichende Statistik über den Umfang des damaligen Bauernraubs. Aber man erhält eine Vorstellung von der Bedeutung dieses Junkerfeldzuges, dieses inneren Krieges gegen die Bauern, wenn man aus einer neuen, sorgfältigen Berechnung von Hans Goldschmidt erfährt, daß nur in der Kurmark rechts der Elbe, in der Neumark und in Hinterpommern, trotz der inneren Kolonisation, die seit den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts wieder Bauern ansiedelte, im Jahre 1907 der bäuerliche Besitzstand um 1 100 000 Morgen geringer war als 1806. Vor hundert Jahren wurde bei Großgütern der Morgen etwa auf 20 Taler geschätzt. Legt man nun diese Zahl auch für Bauerngüter zugrunde, so wäre das eine von preussischen Junkern aus preussischen Bauern erprechte Kontribution von mehr als 20 Millionen Talern oder 70 Millionen Franz — nur für diese drei Gebiete des Königreichs und in der Zeit nationalen Elends!

Was waren das schließlich für Leistungen und Opfer, mit denen das Junkertum in jener harten Zeit das Vaterland zu retten suchte? Die großartige Leistung bestand darin, daß sie sich jeder Steuerpflicht opferwillig entzogen! Bis 1806 war der preussische Adel bis auf eine winzige feudale Lebenspferdeabgabe frei von allen direkten und sogar von allen indirekten Abgaben. Da Preußen damals zu mehr als vier Fünfteln vom Ackerbau lebte und die leistungsfähigen Güter ausschließlich dem König — in Ostpreußen bezog er die Hälfte des Landes — und dem Adel gehörten, so bedeutete diese Steuerfreiheit die beispielloseste Steuerentziehung der Bauern und der Städte. Die Bauern wurden außer durch die Feudal- und Militärsteuern durch eine wirre Fülle von Kopfsteuern Jahr für Jahr bis auf die Haut gebrandschagt, die armseligen Bürger der Städte erstickten in der Unzahl sich stetig steigender und vermehrender Abgaben auf den Verbrauch und in den zahllosen Stempelsteuern. Die adeligen Grundbesitzer aber leisteten nur in Ost- und Westpreußen eine geringe Grundsteuer. In nur in Ost- und Westpreußen eine geringe Grundsteuer.

Das war nach 1806 die wichtigste und entscheidende Frage der inneren Reform, die allgemeine Steuerpflicht nach der Leistungsfähigkeit durchzuführen, die „Exemtionen“, wie man die Steuerbefreiungen damals mit einem verhüllenden Fremdwort als ein gewährteltes Recht bezeichnete, von Grund aus und für immer zu beseitigen. Es zeigte sich bald, daß die Exemtionen solange bestanden, wie man die Eximierten nicht selbst ausrottete.

Die Exemtionen sowie die Eximierten bestehen heute noch! Die ganze Finanz- und Steuerpolitik des Deutschen Reiches ist nichts anderes wie eine Exemtion des Großgrundbesitzes.

Nur zwei Mittel konnten Preußen auf die Dauer innerlich finanziell heilen: die angemessene Besteuerung des Großgrundbesitzes, Einkommensteuer auf die Besitzenden, Entlastung der Bauern und Kleinbürger im Einnahmewesen und Einschränkung der Militärkosten im Ausgabewesen. Gerade auf die Verminderung der Militärkosten wurde in dieser Zeit als auf einen „Bund der Nation“ dringlich hingewiesen; das sei möglich, nachdem seit dem Regierungsantritt Hardenbergs man in ein freundschaftliches Verhältnis zu Frankreich geraten sei. Diese Gefahr, durch Anschluß an das französische System die Militärausgaben zu vermindern, bedrohte natürlich die militärische Erziehung des Junkertums, und deshalb wesentlich wurde die Militärpartei patriotisch.

Aber Preußen, dafür sorgte das Junkertum, wollte sich in der neuen Welt halten, so zahl auch die Reformpläne Hardenbergs waren, die Junker gingen sofort zu der mehrhundertjährig bewährten Taktik über, den Ruin des Vaterlandes, den Untergang der Monarchie drohend anzukündigen, falls man sie zu den Steuern heranziehen würde. Hardenberg hatte den Vorschlag einer Einkommensteuer verworfen, weil sie einer fortgesetzten Inquisition gleichkomme und der „öffentlichen Meinung“ so sehr zuwiderlaufe. Bitter bemerkte dazu Riebuhr, der in den damaligen Finanzreformarbeiten eifrig mitwirkte: „Die Opinion sei

die eines Standes, welcher hier bei allen Ausschreibungen auf die auffallendste Art begünstigt worden sei und jetzt ganz frei von neuen Lasten sein wolle, während auf die Familie des Landmannes und Tagelöhners im Durchschnitt jährlich fünf bis sechs Taler jährlich neue Lasten fielen.“ Als dann am 27. Oktober 1810 endlich das Hardenbergsche Steueredikt erschien, in dem der Wegfall aller Exemtionen verkündet wurde, „die weder mit der natürlichen Gerechtigkeit, noch mit dem Geist der Verwaltung in benachbarten Staaten länger vereinbar sind“, wurde die feudale Opposition so heftig, daß ein paar der wildesten Krawalle sogar für einige Zeit in der Festung Spandau beruhigt wurden. Aber das Steueredikt blieb nur, wie die meisten Reformedikte, ein papierne Programm. Der Großgrundbesitz wußte sich auch in dieser Zeit von allen Steuerleistungen zu befreien.

Im Dezember 1811 wurde eine Klassensteuer ausgeschrieben, die bestimmt war, für die Verpflegung der in den Oberfestungen noch verbliebenen französischen Truppen die Mittel aufzubringen. Es war eine rohe Kopfsteuer, die die Tagelöhner mit einem Jahreseinkommen von 20 Talern prozentual fast ebenso hoch belastete, wie Einkommen über 1000 Taler. Das Ergebnis war ein völliger Mißerfolg. Die Besitzenden unter den Steuerpflichtigen umgingen auf alle mögliche Weise die gesetzlichen Vorschriften. Die Junker waren in dieser Beziehung ein Herz und eine Seele mit den Besitzenden in den Städten. In dem schlesischen Landeshut waren die Beiträge der Dienstboten höher als die des Kaufmannstandes. Es war eine Art Selbstentziehung vorgeschrieben, mit einer gelinden Kontrolle. Die Gutbesitzer schätzten sich infolge der ungünstigeren Ernte des Jahres 1811, die Kapitalisten wegen der störenden Zinszahlung, die größeren Kaufleute wegen des daniederliegenden Handels mit einem negativen Einkommen ein. Das Ende vom Liede war, daß man im April 1813 — wegen Ausbruch des Krieges — die ganze Angelegenheit der einer Steuerverweigerung gleichkommenden Steuerdefraudation auf sich beruhen ließ, während der Patriotismus es doch jetzt erst recht hätte verlangen müssen, daß wenigstens die gesetzlich ausgeschriebenen bezahlt würden!

Genau so ging es mit der Vermögens- und Einkommensteuer von 1812, die eine einmalige dreiprozentige in drei Terminen und nur ein Drittel in bar zu zahlende Abgabe auf Grundbesitz der Einkommen darstellte. Diese Einkommensteuer belastete sogar Tagelöhner, Besinde und Handwerker mit einem Jahreseinkommen unter 100 Taler durch eine Abgabe von 12 und 18 Groschen. Auch diesmal war das Ergebnis mäßig. Der Adel von Ost- und Westpreußen, wie von Litauen erwirkte schließlich für sich eine Steuerersparnis, und in den anderen Gebieten beglückte die Junker auch ohne besondere Berechtigung so gut wie gar nichts oder verschwindende Summen.

Einer Luxussteuer, die im Oktober 1810 auf Dienerschaft, Wagen, Pferde und Hunde angeschrieben wurde, entzogen sich die Gutbesitzer mit dem Einwand, daß auf dem Lande ein Bedürfnis sei, was in der Stadt als Luxus gelten möge. In Schlesien gegen die Junker ihren Dienern die Livreen aus, um der Steuer zu entgehen. Die Steuer wurde fast überall hinterzogen und am stärksten 1813. 1811/12 ergab die Steuer 158 868 Taler, 1812/13 sank sie auf 92 889 Taler, in der ersten Hälfte 1813/14 gingen gar nur noch 10 200 Taler ein. Man benutzte die patriotische Gelegenheit! Es zeigte sich wiederum, daß gerade in der Zeit der allgemeinen Opferfreudigkeit die Besitzenden nicht einmal die gesetzlichen Steuern zahlten. 1813 wurden allein in Berlin 1884 Prozesse gegen die Erhebung der Luxussteuern geführt und am 8. Oktober 1813 meldet ein amtlicher Bericht aus Königsberg, daß in Ostpreußen durchweg defraudiert worden sei; so seien für Königsberg nicht mehr als 28 Luxuspferde, für alle übrigen Städte zusammen nur 8 Luxuspferde als steuerpflichtig angegeben worden. Auf dem Lande gab es natürlich überhaupt keine Luxuspferde; dort waren sie nicht steuerpflichtiges Bedürfnis.

Eruchten wir demnach die patriotische Ruhmesfabel der preussischen Junker aus dieser Zeit:

1. Bucherprostitute in den Kriegsjahren der tiefsten Not.
2. Allgemeine Steuerverweigerung und Steuerdefraudation.
3. Ein riesenhafter Bauernraub.
4. Versuch der Aneignung königlicher Domänen als Entgelt für eine nationale aber ganz gefahrlose Bürgschaft.

Ein Stück Brot.

Von Johani Aho-Helsingfors.

In der schwerlastenden Winterdämmerung brauste der Eisenbahnzug durch die Ginde. Der Wagen war fast leer; draußen herrschte Dunkel und Schneetreiben.

Der Zug hielt bei einer kleinen Haltestelle. Niemand stieg ab; einer stieg ein. Er trat vorsichtig und scheu ein, wie Bauern in ein Herrschaftshaus zu treten pflegen, und da niemand ihn befahl, wieder hinaus zu gehen, und niemand ihn nach seinem Begehren fragte, so wählte er sich eine schmale Bank in der Ecke bei der Tür aus, ließ sein Sandrännel auf den Boden zwischen die Füße gleiten und nahm den Hut ab.

Er war ganz beschneit und müde. Es war sichtbar, daß er einen langen Weg auf Steinen dahergefahren oder durch das Unwetter gestapft war. Sein Gesicht war mager mit hohlen Wangen, der Blick müde und doch zugleich glühend. Ich versuchte zu erraten, was er sein könnte und kam schließlich zu dem Schlusse, daß er ein Wächter auf neuangeordnetem Land sein müsse. Ein Arbeiter konnte er nicht sein, denn die gehen heute doch schon besser gekleidet. Bei ihm war aber alles sichtbar Hausarbeit, und dieser Anzug, der eigentlich nur aus Lappen neben Lappen bestand, war sicher die mühselige Arbeit seiner Frau.

Als er sich etwas umgesehen hatte, beugte er sich, um sein Kännel zu öffnen. Nachdem er eine Weile in ihm herumgestöbert, zog er ein Bündel hervor und begann dessen Knoten zu lösen. Das ging nur ganz langsam, der steifen Finger wegen, und mir schien, daß je mehr Arbeit es ihm machte, um so größer wurde die Spannung auf seinem Gesichte und um so heißer brannten seine Augen.

Von der Bank, auf der ich saß, beobachtete ich neugierig, was er dem Bündel entnehmen werde.

Eine einzige schwarze Brotkruste*) war alles, was das Bündel barg. Als er diese endlich zwischen den Händen hielt — und er packte sie mit beiden Händen, die, wie ich sehen konnte, zitterten —, wendete er sie hin und her, wie um sie von allen Seiten zu untersuchen. Es war zu sehen, daß schon früher an diesem Brote genagt worden war, und jetzt suchte er die geeignete Stelle, um diesem Brote aufs neue beizukommen. Sein Blick schien schmeichelnd über das Brot zu fahren, und ein Gefühl herzlicher Befriedigung zog über sein Antlitz,

während die Bewegungen seiner Finger gleichzeitig an das Spiel einer Katze mit einer gefangenen Maus erinnerten. Schließlich schlossen sich die Finger hart um die Beute, der Mund öffnete sich, der Kopf streckte sich vorwärts, der Blick wurde beinahe wild, und die weitgeöffneten Augen schienen sich aus ihren Höhlen drängen zu wollen, und mit Zähnen, Nase, Gesicht, Mund und Augen warf er sich auf das Stückchen Brot, wie ein Raubtier sich auf die Beute stürzt. Er nagte daran wie eine Katze, und ich hatte das Gefühl, daß es gefährlich wäre, ihn jetzt zu hören. Er hielt es lange zwischen seinen Zähnen und biß so kräftig zu, daß sich seine Augen schlossen — er biß, wie ein Hund, auf einen Knochen losbeißt, während er gleichzeitig umherpöbt, ob jemand ihm den Schwanz zu entreißen plane. Schließlich löste sich ein Stückchen von dem harten Brot los, und er begann es langsam zwischen den Zähnen zu zermalmen. Nachdem er einigemal daran geschluckt hatte, zog er aus seinem Kännel eine Flasche mit saurer Milch hervor und nahm, den Kopf nach rückwärts geworfen, einen Schluck aus ihr; jetzt zog er auch ein Stückchen gefangenen Fisch hervor — und dann begann er allmählich immer beherrschter und ruhiger zu essen, bis er vollständig befriedigt war.

Aber ich hatte genug gesehen, um auf allerlei Gedanken zu kommen.

Es war, als ob dieses Stück Brot sein ärgster Feind gewesen wäre — als ob eine lange zurückgedämmte Wut ihn dazu getrieben hätte, an diesem Brostück alle Leiden zu rächen, die es ihm verursacht hat.

Es gibt manche, für die die Arbeit ein Vergnügen und das tägliche Brot die Belohnung ist. Es gibt wieder andere, für die die Arbeit nur Mühe und Kümmernis und das tägliche Brot seine ganze Entlohnung ist. Für jenen Belohnten ist das Brot nur ein kleiner Teil seiner Nahrung, das er im Vorübergehen kauft oder kaufen läßt; für den anderen Entlohnten ist es die ganze Nahrung, und er muß all seine Lebenskräfte für dieses Ziel einsetzen. Er gehörte zu diesen, und für ihn bedeutete der Erwerb des täglichen Brotes einen täglich erneuten Kampf und Mühe, eine beständige Jagd nach der Beute, die, einmal gefangen, ohne Gnade und Bedenken den Fischen der Zähne ausgeliefert wird.

Wie ist er zu diesem Stückchen schwarzen und harten Brotes gekommen?

In dem kalten Wald hat er einen Aker gerodet. Der Aker hat nicht die Mittel, den Pflug zu wählen, er muß sich mit jenem Pfluge für seine künftige Ernte begnügen, den man ihm zur Benutzung zuweist. Er hat Baumwurzeln und Baumstümpfe ausroden, Steine brechen müssen. Mein hat

er all diese Arbeit ausführen müssen, denn er hatte nicht die Mittel, um sich einen Helfer zu dinge. Dann hieß es Schaufel und Pflug durch den steinigen Boden gehen zu lassen. Jahre sind vergangen, ehe es möglich wurde, sich Saat Korn anzuschaffen und hier Roggen zu sähen. Immer war er gezwungen, alles auf Kredit und zu teuren Preisen zu nehmen. Weder mit dem Boot noch mit dem Pferd konnte man von dem Kirchdorfe durch das sumpfige Land nach der elenden Ginde gelangen; auf dem Rücken mußte er den Saatroggen durch Sümpfe und dichtes Waldgestrüpp tragen. Endlich hatte er sein Ackerfeldchen besät. Erst nach einem Jahre wurde die Saat schneitreif. Während des Herbstes, des Winters und des Sommers galt es zu warten, zu warten in der fortwährenden Angst, daß der Schnee zu schwer auf dem Aker lastet und die Saat erfriert, oder die Keime durch allzu viel Feuchtigkeit verfaulen werden, dann wieder in der täglichen Angst warten, ob nicht Hagel oder Regenschauer oder ein jäh hereinbrechender Frost den aufstrebenden Roggen vernichten werde. Und jeder einzelne dieser Feinde nimmt etwas von des Armen Aker, von seiner mageren Erde, die selbst keine Kraft hat und diese nicht zu geführt erhalten kann. Und so sind es nur Leberbleibel, die geerntet und zwischen Steinen zerrieben werden, denn er hat kein Geld, um den Roggen in der Mühle mahlen zu lassen.

Wenn er schließlich so weit gekommen ist, daß er daran gehen kann, den Teig zu bereiten, bemerkt er, daß, wenn es über den Winter reichen soll, er die Brote in sehr dünnen Scheiben backen und ganz hart ausdörren muß, damit sie größer werden.

Und ein solches Stückchen Brot hat er vorhin gegessen, das war die Beute, hinter der er so mühsam gejagt hatte.

Deshalb hat er sich mit einer solchen Wut auf das Brot gestürzt, wie um sich für alle die Leiden die es ihm verursacht hat, zu rächen.

Aber jetzt ist er wieder ruhig. Er hat die Hälfte des Brostückes gegessen und packt jetzt die andere Hälfte wieder in das Bündel, um sie für eine andere Mahlzeit aufzubewahren. Er saßt es behutsam an, wie einen teuren Schatz, und sein Antlitz ist ruhig und sein Blick fast zart. Er sammelt die Krumen, die auf seine Aker gefallen sind, legt auch diese in das Kännel und seufzt — seufzt erleichtert.

Und ich kann mich nicht länger zurückhalten und fange ein Gespräch mit ihm an, frage, wohin er reist. Und ich höre: er ist auf dem Wege nach dem Kreisgefängnis, um dort bei Wasser und Brot seinen Steuerrückstand abzusetzen. . . .

*) Im nördlichen Skandinavien ist das harte, flache Roggenbrot in Scheiben unter den armeren Bauern gebräuchlich.

Wir und Ihr.

Wir gehen in Fron vom Ausgang des Lebens
bis zum letzten Atemzug;
wir furchen den Aker, wir graben das Erz;
in Sorge und Schaffen verpulst unser Herz;
wir verbrennen in grauen Stunden.
Euch ist es nicht genug.

Nur eins auf der Welt, wonach ihr giert
und dem ihr in Treue hold:
Das ist die ergrabene Wundermacht,
die Sonne euch ward und Daseinspraß,
um die ihr selbst Götter verratet:
Das Gold.

Wir kamen wie Vögel nackt auf die Welt:
Eine arme, hungrige Brut;
wir schrien an trockener Mutterbrust,
und all unser Spielen war ärmliche Lust;
Früh duckte ins Joch sich der Nacken;
die Hand unser einziges Gut.

Ihr habt unser einziges Gut uns genommen.
Wir fragten nach unserem Recht.
Wir riefen euch Mahnung um Mahnung ins Ohr,
doch ein Wind ging, in dem sich das Wort verlor
vom Recht — und ein Echo nur murkte:
Anecht . . . Anecht!

Den Teufel auch! . . . Stille, mein Bruder — sie sprachen,
sie sprachen vom Vaterland.
Vom Vaterlande, das reich uns beschenkt
und uns alle in gleicher Liebe umfängt,
das uns schützt mit eisernen Fäusten
Vor Schimpf und vor Schand.

Und du nimmst das Gewehr auf den schmerzenden Buckel,
und du fangest die Wacht am Rhein.
Sie haben dir Knopf und Krage bedingt
und haben dich kiefert und kiefert gebeugt;
sie banden dir Wille und Zunge,
der du glaubtest einst, Mensch zu sein.

Und wenn ein Funke das Pulver entflammt,
mein Bruder, dann darfst du sterben.
Dies haben sie dir vorgeschrieben als Recht:
Zu schaffen heut, morgen zu sterben als Knecht.
Dein Blut wird auch hier zu Golde —
des werden sie dich beerben. — —

Und hat in der Jugend ein Wort geklungen:
Du sollst nicht rauben und morden!
An der Themse, der Seine, an der Neva, dem Rhein
will es wieder nun, wieder nun herrlich gedeihn;
hör' die zornigen Anechte rufen:
Wir alle sind Brüder geworden!

Ein Lied von der Sonne durchbrauet die Welt,
das singt: Wir verdrängen die Nacht.
Wir bauen der Menschheit ein Vaterland,
drin wohnen nicht mehr der Schimpf und die Schand:
Die Arbeit nur Sklave und Opfer . . .
O wollt nur! Ihr seid die Nacht!

Die opferwilligen Jungfrauen.

In allerhöchster Nähe des Hauptbahnhofs in Hamburg lockt den zahlungsfähigen Fremden und den ehrbaren königlichen Kaufmann, der einmal untertauchen will in den Strudel nächstlicher Lust, Hamburgs vornehmstes Valetablissement „Die Fledermaus“. Wie die Fledermaus das Tageslicht scheut und zur Nachtzeit ihre Flügel ausbreitet, so öffnen sich auch die Tore des Terpsichoretempels erst in später Abendstunde. Alte und junge Lebegriffe delectieren sich dann auf dem glänzenden Parquet an den züchtig zur Schau gestellten Reizen der kleinen Volkstänzerinnen, an den schmachtenden Blicken und dem lieblich-lüsternden Gurren gefälliger Damen. Während hier ein jeder Werber der verschämten abwehrenden Schönen ins Fleisch knüpft, kündigt dort das Anklagen der Selbsttröpfchen den Sieg über die durchlöcherter weibliche Tugend. Doch es bedarf noch stärkerer Reize, die brüchig gewordenen Nerven der monatelang bewaffneten Gentlemen aufzuspeisen. Eine ungarische Magnatkapelle läßt von Zeit zu Zeit ihre feurigen, lodenden Weisen erklingen, Ballett- einlagen sorgen für ihrem Teile für das Erhalten der animierten Stimmung. Und wenn wirklich einmal ein Griechentum schwerer Hergens an die vielleicht zu ertrachtende nationale Wehrtreue denkt, auch solchen Zufällen weiß die geschäftstüchtige Direktion des Etablissements zu begegnen. Sie schreibt in der Aprilausgabe der von ihr herausgegebenen „Artistischen Monats-Revue“:

Der Ernst des Lebens kommt ja doch von selber, und glücklich ist der, der auch ihm eine heitere Seite abzugewinnen weiß. Das verstehen nun die prächtigen Tänzerinnen ganz ausgezeichnet, die als „Müde blauen Jungens“ militärische Tanz-Evolutionen mit ebensoviel schneidiger Präzision wie ammutiger Grazie vorführen. Wir leben ja auch im April noch in der freudigen Begeisterung, die die Hundertjahrfeier der großen Zeit von 1818 gewirkt hat. Und der Anblick der glühenden Uniformen dieser bühnenhaften Amazonen ist so herzerfreudend, ihre Darbietungen sind so jugendlich-frisch und elastisch, daß man ihnen statt des sonst üblichen rauschenden Beifalls am liebsten ein dreifach donnerndes Hurra darbringen möchte. Auch in diesem Hinblicken Spiel liegt ein tiefer Sinn; es könnte gemahnen an den Opfermut der deutschen Jungfrauen, die vor hundert Jahren ihr Geschmeide oder ihr wallendes Brauthaar auf dem Altar des Vaterlandes opferten oder gar furchtlos in die Reihen der Freiheitskrieger traten. Wahrhaftig, wir können heute noch ruhigen Hergens singen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

De, Ober! Koch eine Pulle! Ein Hurra den opferwilligen Jungfrauen der „Fledermaus“!

Eine Förderung des Antisemitismus.

Der Abgeordnete Cassel versteht es meisterlich, sich in Szene zu setzen. Nicht genug mit der einen rühmlichen Kriegervereinsrede im Berliner Hotel Dautz, wo der vom furor teutonius Verirrte so eigenartige Geschichtskennntnisse ausbrachte, auch sonst sorgt der Herr Geheimrat dafür, daß seine von isolierter Unterwürfigkeit triefende Gesinnung kein Geheimnis bleibt. In der vergangenen Woche leistete er sich während der Kultusdebatte im Abgeordnetenhaus den Witz, unseren Genossen Hoffmann zu unterstellen, er bediene sich der Kampfesweise des Antisemitismus. Man braucht zwar als Geheimrat kein Gefühl dafür zu haben, wie wenig imponierend die Wölle der zur ewigwährenden Nicolaiskirche wallfahrenden jüdischen Stadtväter war. Auch braucht man nicht zu wissen, woher es eigentlich kommt, daß kaiserliche Adjutanten sich ebreischen, von Schweinerei zu sprechen, wenn ein Unglücksfall jüdische Bürger in ihr Coupe führt. Eines sollte aber auch ein Geheimrat wissen: die Sozialdemokratie unterstützt die Juden in ihrem Kampfe um die staatsbürgerliche Gleichberechtigung, wo sie kann; verlangt von ihnen aber auch, daß sie aufrecht gehende Kerle sind. Oder ist ein vor Furchtsthoronen in Demos ersterbender Jude etwa um desto williger ein Charakter, weil er zufällig jüdischer Abstammung ist?

Aus welchen Quellen der Antisemitismus Nahrung erhält, erzählt Wilhelm Herzog im „März“. Auch er muß sich gegen den Vorwurf des Antisemitismus wehren und schreibt: „Jeder wahrhaft aufrechte Jude rüde ab von den kriecherischen und überlofen seiner Stammesgenossen, er weide ihre Gemeinschaft und, wo er kann, demontriere, beleidige er sie, gebe er ihnen Zutritt. Nicht, die Abwehrmittel, weil es Juden, sondern weil es kompromittierende, ekelhafte Individuen sind, kommerzienrätliche Drechzeige männlichen und weiblichen Geschlechts.“

Ein Verein zur Abwehr des Antisemitismus hätte zunächst ein-

mal durch rückfichtlose Kritik dieses reiche und mit Willkanten geschmückte Gefindel abzuschnüdeln, das sich an alles, was „höher“ thront, heranschmeißt, das alles mitmacht, was eine gemeine und rohe Zeit von den sogenannten Kulturdeutschen fordert: Patriotismus, Prebentium, chauvinistische Phrasen. Ich meine: jenes charakterlose, aber betriebsame, jenes hohle, aber massenhaft Geld verdienende Gefindel, das heute in Berlin schiebt, grübelt oder verteidigt, morgen in Monte spielt und übermorgen in Varienkirchen redelt, jener genußsüchtige ordinäre Menschenjoch, dem jede Verfeinerung fremd ist und der sich an allen Emotionen der gerade herrschenden Klassen beteiligt: Sport, Weltberühmtheit, Entziehung gegen vaterlandlose Gefellen, Enthusiasmus für unser angekommenes Königshaus.“

Reizigt Herzog den Vorwurf des Antisemitismus mit Ernst ab, so gelang es Hoffmann, die Casselische Selbstverpflichtung mit Witz abzutun. Aber beides wird leider nicht helfen!

Das militärische Hurra.

Eine große Gefahr für den Militarismus ist dank der Aufmerksamkeit des kommandierenden Generals des XIV. badiischen Armeekorps glücklich abgewendet worden. Auf leider noch unaufgeklärte Weise hatte sich aus Zivilfestschleichen in militärische Feierlichkeiten der ungläubliche Brauch eingeschlichen, daß nach dem dreifachen Hurra — zu rufen: Urra, Urra, Urra, mit harter Betonung der ersten Silbe — die Musikcorps mit einem Tusch einsetzten.

Diesem zu den fürchterlichsten Konsequenzen führenden unmilitärischen Unfug tritt der kommandierende General Freiherr v. Quene in folgendem Korpsbefehl entgegen:

„Ein Musikdirigent ließ, als ich bei Besichtigung eines Reservebataillons drei Hurra auf seine Majestät den Kaiser ausbrachte, dreimal Tusch blasen. Die Musik- und Trompetenkorps sind zu belehren, daß das Uebertragen dieses Gebrauchs von Zivilfestschleichen auf Paraden und irgend welche militärische Feierlichkeiten durchaus unmilitärisch ist. Ich verbiete hiermit, daß bei Paraden wie bei allen militärischen Feierlichkeiten bei einem Hurra auf den Kaiser bzw. auf den Großherzog Tusch geblasen wird. Es ist lediglich nach dem dritten Hurra „Heil Dir im Siegerkranz“ bezw. „Badiische Hymne“ zu spielen. Der kommandierende General: Freiherr v. Quene.“

Unser Vaterland kann erheitert sein, daß trotz Militärs haben, deren Aufmerksamkeit nichts entgeht und die bereits den Anfängen einer ungezügelmäßigen Demokratisierung des Reichsheeres entgegenwirken. So lange das geschieht, kann der brave Bürger beruhigt sein.

Immer auf der Höhe!

Im Wahlkreise des „Wahrheit“-Sucher Bruhn weiß man, was zu des Lebens Notdurft und Nahrung gehört. Dort will der Magistrat der gesegneten Stadt Arnswalde seinen Beamtenstab um einen Nachwächter vermehren; er fordert beverungslustige Zivilamtwörter in einer Bekanntmachung im Friedberger Kreisblatt zur Einreichung ihrer Gesuche auf. Da die Väter der Stadt nicht umsonst an den Brästen der „christlich-sozialen“ Wissenschaft gefoggen haben, beträgt das pensionsfähige Gehalt der Stelle ganze 500 M. pro Jahr gleich 137 Franken pro Tag und steigt in vier Altersstufen von je 50 M. auf 700 M. nach zwölfjähriger Dienstzeit. Wer aber glaubt, daß damit der soziale Drang der Stadtväter erschöpft ist, befindet sich arg auf dem Holzwege. Wird doch neben dem Gehalt — und zwar fogleich, nicht erst nach zwölf Jahren — noch gewährt für die Instandhaltung des Bezuges jährlich 9 M.; außerdem steht dem Fründner noch die Ruhung eines Kohlgartens zu.

Sehr verständlich ist es, daß bei so reicher Dotierung der Stelle dem Inhaber auch einige Pflichten auferlegt werden. Die Bewerber müssen nüchtern, pünktlich, unbescholten und befähigt sein, kurze Berichte abzufassen. Außerdem müssen sie die gehörigen Zeugnisse besitzen, ein Gesundheitsattest einreichen und eine sechsmonatige Probezeit bestehen. Da in den Pflichten des Bewerbers die Anschaffung des Bezuges nicht verlangt ist, scheint wohlwolliger Magistrat diesen Luxus aus eigenem zu stellen.

Immer auf der Höhe! Das war allezeit der Wahlspruch Arnswaldes. Als einstmal Rektor Hlowardt seinen Einzug in die Akerbürgerstadt hielt, da pumpten sich die Arnswalder aus Stargard i. P. eine Staatskutsche und vierlang sog unter dem Schneebereiteng der Stadtmusik der Judenstintenaufstellung in die Stadt ein. Immer auf der Höhe! dachten die Arnswalder und richteten später noch der glänzenden Rehabilitierung des Trompsolgers Bruhn an ihren Reichstagsvertreter eine Ergebenheitsadresse. Und immer auf der Höhe! denken die Stadtväter noch heute und bewilligen ihrem Nachwächter nach der Gemütsrede des Landwirtschaftsministers einen Kohlgarten.

Die Welt der Spieler.

Betrachtungen zum Stallmann-Prozess.

An solchen Tagen, wie diese ersten sonnigen des Aprils es sind, beginnt die Gedächtnis. Der grüne Rennplatz leuchtet mit seinen besagten Tribünen, den Frauen, die zum ersten Male in Sommerkleidern ausgehen wagen, hellfarbig, wie der Gang über den Hofen es erlaubt, und all den buntem uniformierten Offizieren. Sie kommen aus allen Garnisonen der weitesten Umgebung, aus den kleinen Nestern, wo sie sich zwischen Instruktionsstunde und Kasino selbstmörderisch langweilen, um einmal all die Vorsätze zu genießen, deren man durch des Königs Maß, den ermäßigten Eintritt und die beim Juden aufgenommenen 300 M. teilhaftig werden kann.

Da kommen die kleinen Leutnants, nach mühselig überhandener „Presse“ und einigen anderen Gramensgefahren mit der Allmacht eines preussischen Leutnants ausgestattet. Western fast nach Schuljunge, heute Offizier und damit willkommeneres Mitglied aller Rennvereine, Kavalerklubs und gelehrte Renommierbekanntheit der guten, soliden Bürgerklasse. Geld oder nicht Geld, das ist egal, Offiziers-Opuletten kann man mit höheren Hypotheken belasten als künstliche Mietzinspolster. Der Turf, der Rennplatz ist ihr Stammgut, hier sind sie, auf den Klubtribünen, unter sich und spielen die erste Rolle. Aber nicht allein. Da kommen noch die Herren vom Spiel, die einigermaßen ebendüchtig sind, Junge Leute von der Regierung, Professoren, Referendare, Gutachter, bessere Bankiers, eine ganze Gesellschaft von Anbetern der Uniform, im Herzen den sehnenenden Wunsch, sich Reserve-Offizier nennen zu dürfen und neben einer Usuraren-Kitteln oder wenigstens einem Infanterierock über den Rennplatz schlendern zu können. Noch eine Gruppe kommt hinzu, die sich merkwürdig viel mit den Trainern und Stalluten abgibt, die sich immer am Sattelplatz herumtreibt und ihr ganzes Rennprogramm mit Zahlen, Namen und Daten vollschreibt. Elegante Herren, das Monokel im Auge, am Riemen ihres Fernsehers die emallierten Abzeichen sämtlicher Rennklubs, mit ionischen Namen besetzt, die man nicht so recht kennt, die sich aber bei der Vorstellung in der Halle erster Hotels oder am Spielfeld vorzüglich machen.

Jetzt kann es losgehen. Die drei Hauptgruppen haben sich getroffen, Offiziere, standesgemäße Zivilisten und die Herren mit den erotischen Namen vermischen sich zwanglos, tauschen Tips aus und nehmen einen Drink zusammen, man hat das Gefühl, daß sich alle zusammengehörig empfinden. Der kleine Leutnant Müller aus der kleinsten Grenzgarison ist auch darunter, selig in seiner Gottähnlichkeit, beglückt über die freundschaftliche Vertraulichkeit der Herren mit den großen Namen, bewundert von dem Gefühl, Mitglied der feinsten, aber schon allerhöchsten Gesellschaft zu sein, in deren Mitte die Kartenloge mit köstlichem Inhalt liegt und die ein göttgewolltes Gitter von dem billigen zweiten Platz trennt. Er wettet, verliert, gewinnt, dann ist das Rennen aus und die Kameraden laden ihn ein, mit dem Krümpelwagen in die Stadt zurückzufahren. Hier beginnt das Schicksal des kleinen Leutnants Müller.

Krümpelwagen, fast eigener Wagen, steht sehr vornehm aus und kostet dort der väterlichen Sorge des Staates fast nichts. Auch im ersten Hotel der Stadt, mitten unter Fabrikanten, Rittergutsbesitzern und Hochstaplern sorgt die milde Gesellschaftsordnung noch für ihn: Offiziere haben ermäßigte Preise, sie können so üppig essen und trinken, wie die Millionäre, aber — für den halben Preis. Da kommt auf eine Plafche mehr oder weniger nicht an und deshalb ist der kleine Leutnant Müller um einen hübschen Teil seiner gepumpten 300 M. leichter, aber mit den angenehmen Wirkungen dieser Getränke beschwerter, wenn er endlich mit den Kameraden im Klub landet.

Hier erfüllt sich sein Schicksal. Wenn er hereinkommt, sind die Herren mit den erotischen Namen bereits eifrig an der Arbeit. Sie sitzen an den grünen, niedrigen Spieltischen, mit unbewegten Mienen, ohne ein überflüssiges Wort, das nicht zum Spiel gehört, streichen Geld ein, teilen Geld aus, mischen Karten, schlagen sie um, legen sie weg, man merkt, daß sie jetzt erst richtig bei ihrer Arbeit sind und daß das ganze Rennen nicht mehr und nicht weniger war als ein fischerreicher See, in den sie ihr Schleppl- und Schleppnetz geworfen haben. Der kleine Leutnant Müller weiß, daß Spielen vornehm, cavaliermäßig ist. Er setzt ein Goldstück, gewinnt oder verliert, er setzt wieder, er wird erregt, er durch Gewinn oder Verlust, ist einerlei. Die trefflichen Getränke haben ihm etwas den Sinn für den Wert des Geldes genommen, er spielt und spielt, zuerst bar, solange die gepumpten, blauen Lappen reichen, dann unbar. Jedes Streichholz bedeutet jetzt ein Goldstück oder gar einen Hundertner, er verliert vollends den Sinn für größere oder kleinere Summen, wenn er so die leichten Hölzer hin und herwirft, alles verschwimmt in Lichtern, Farben, Geräusch, Zigarettenrauch — und am anderen Morgen, auf dem Erzgerichtplatz seiner kleinen Grenzgarison hat er in seinem aufgeregten, ungleichen Blut, seinem tausenden Kopf nur ein Gefühl: ich bin irgendjemand sehr viel schuldig. Die Erinnerung wird bald aufs gründlichste aufgefrischt. Briefe kommen, ob sie von Königin oder von Cramer unterzeichnet sind, von Weidmann ist die Rede, von Protest und Anzeige an den Regimentskommandeur und schließlich läßt ein wunderbar funktionierender Vorbericht dem kleinen Leutnant Müller, der ja solche Spielschulden nie in seinem Leben zahlen kann, nur zwei Wege offen: eine Angel in den Kopf oder Spiegelfelle seiner Gläubiger zu werden, ihnen Kameraden zuzuführen und dafür Geld genug für ein lustiges Leben zu bekommen. Entscheidung auf der einen, Mittel für Luxus, Reisen, Wohlleben auf der anderen Seite. Was wählt der kleine Leutnant Müller? Was hat der kleine Leutnant Niemela in seiner billigen Bodenlese-Garnison gewählt?

Mit den Männern seiner Wahl läßt er in Nooit auf der Anlegebank und seine früheren Kameraden sagen gegen ihn aus. Er nimmt in seiner Weise für sich ein, er zeigt sich in jedem Wort, auch noch in den Reiten einer Offizierskammerheit, als halloher, hohler, uninteressanter Kopf. Und trotzdem ist der Kampf, den der schneidige Herr Staatsanwalt so erdichtet gegen ihn führt, eigentlich geradezu ungeschicklich, wie dessen Duell mit den Herren Stallmann und Cramer. Ein ganz anderer Angeklagter sitzt in

dem kleinen Saal vor der Dreimännerkammer. Stallmann und Cramer sind sicher keine einwandfreien Herren, wenn sie aber vom Spiel mit Offizieren und anderen Stamngassen der Pfortentempel gelebt haben, so haben sie sich eben die Domäne aller spekulierender Köpfe nutzbar gemacht: Die Dummheit der anderen. Und nicht nur die Dummheit. Selbst die Dummheiten hätten ja ihre unbaren Verluste nicht zu bezahlen brauchen, wenn nicht Stallmann und Cramer einen Helfersheifer gehabt hätten, der mächtiger ist als Vernunft und Menschenverstand: nämlich die Gesellschaftsordnung. Gerade die Gesellschaftsordnung, die der martialische Staatsanwalt so idnenb gegen sie verteidigen zu müssen glaubt, gerade die Gesellschaftsordnung, die den unflaren Niemela zu den Mitangeklagten hingetrieben hat. Die Gesellschaftsordnung müßte in Nooit als bringend der Verdächtige zum Betrug, zur Erpressung und zum gewerbmäßigen Glücksspiel verdächtig mitangeklagt sein und der Staatsanwalt müßte sie, so wie jetzt den Niemela, drohend anschreien: Ich werde Sie ruinieren!

Ob Stallmann wirklich der Gauner ist, als den ihn die Anklage hinstellt, ob Cramer dem Leutnant von Dippe einen Reineid nachweisen kann oder ob Niemela wirklich aus plötzlichem Edelmut heraus seinen Kameraden gewarnt hat, das alles ist ziemlich gleichgültig und wird auf die handwerksmäßige Art, wie man in Nooit die Sache verhandelt, kaum einwandfrei festgestellt werden können. Alle möglichen Feststellungen würden auch nicht gegen den grandiosen Witz aufkommen, der die ganze Sache durchzieht, daß nämlich ein und dieselbe Gesellschaftsordnung in den einzelnen Personen gegen sich selbst wirkt, sich aufhebt, sich lächerlich macht. Den Sohn eines mächtig begüterten Tierarztes hebt sie zuerst auf die Höhen der deutschen Menschheit, zwingt ihn dann, die Folgen eines blutigen Leichtsinns nicht etwa arbeitend gutzumachen, sondern entweder durch eine Angel oder einen Balk mit Gaunern zu quillieren und als sich der Schwächling für das letztere entscheidet, macht sie ihn gesellschaftlich unmöglich. Stallmann und Cramer ächzen sie, gibt aber ihre liebsten Söhne, junge, reiche Offiziere in ihre Hand, läßt ihnen erpressen und Ertrinken vernichten und dann mit einem Male schlüpfen sie in die Robe des Staatsanwalts und verjagt ihre Spiegelfellen zur Strecke zu bringen! Eine lebende Person, diese Gesellschaftsordnung, die es ihren Verteidigern nicht leicht macht, welche ihrer Wirkungen sollen sie dann gut heißen und welche nicht? Wo sollen sie ihr beistehen, bei ihrer Verpöpfung unbärtiger Leutnants oder bei ihren Erpressungsversuchen gegen eben diese Leutnants? Wenn sie auf seiten Cramers oder wenn sie auf seiten des Staatsanwalts steht? An welchem grünen Tisch? Dem des Vertriehten oder dem des Pforters?

An dem Prozess gegen Stallmann und Genossen mögen die Interesse haben, deren verwandte oder verkappte Dummköpfe sich ruffen liehen oder dank ihrer Lebensgewohnheiten in die Gefähr kommen können, gerupft zu werden. Da die Hauptschuldige, wie bei allen Prozessen über Verfallserscheinungen, nicht auf der Anlegebank sitzt, sondern sich durch den Staatsanwalt vertreten läßt, ist uns ein Gerichtsverfahren gleichgültig, bei dem wieder einmal die kleinen Priede gekniff werden sollen. Auch wenn sie verdienen, Karl Paul.

Leineweber

Berlin C.

Rohstraße 34

Köllnischer Fischmarkt 4, 5, 6

Fischerstraße 1

Für jede Körperform passend!

Anzüge • Ulster • Paletots

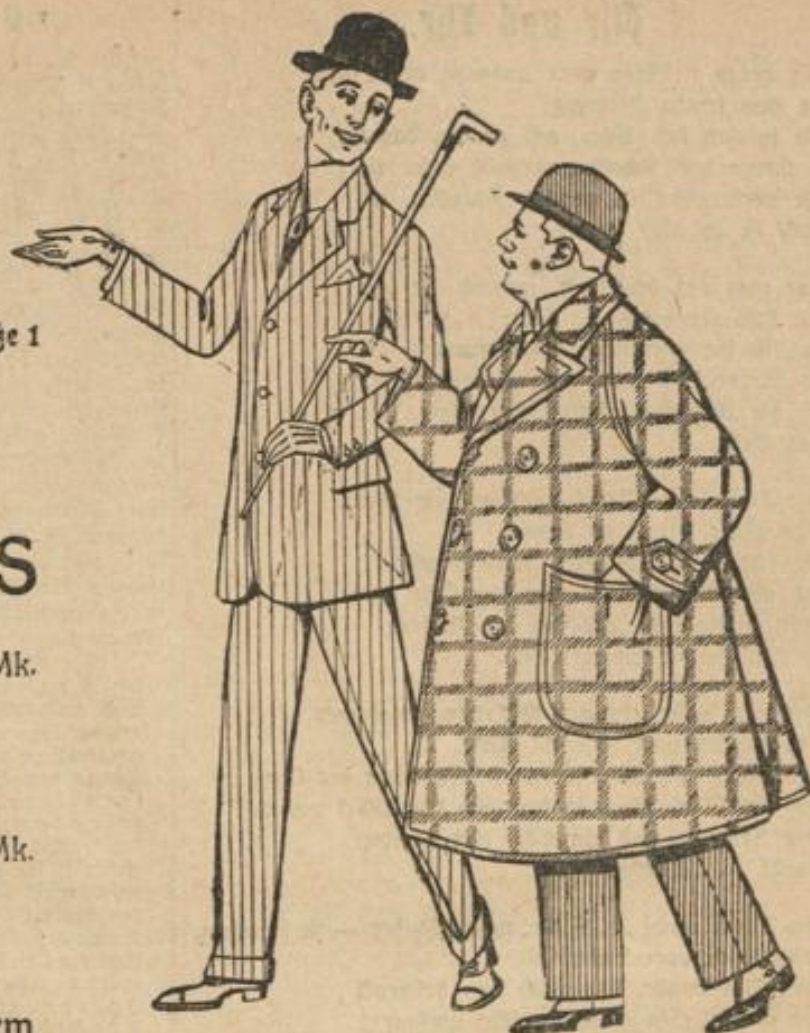
21 25 28 32 36 39 42 48 54 60 68 75 Mk.

Für Knaben und Jünglinge:

8 10 12 15 18 21 25 28 32 36 40 45 Mk.

Meine Fabrikate, in eigenen Betriebswerkstätten gediegen verarbeitet, sind preiswert und unübertroffen in Sitz und Haltbarkeit.

Moderner Schnitt • Grosse Auswahl • Vorzügliche Paßform



Zigarren

GEG

Hamburg
Generaldepot: Udo Stangenberg,
Berlin 50, 33, Köpenicker Str. 20 a.
Tele. Moritzplatz 9460.

in vorzüglicher Güte und verschiedenen Preislagen empfehlen folgende Verkaufsstellen:

Reichardt Str. 19, B. Schmiedl.
Dörcher Str. 22, D. Martin.

192.

Hofstr. 8, E. Keller.
Reichardt Str. 40, F. Schure.

Siemensstr. 5, D. Petral.
Haldstr. 50, D. Sankel.

2.

Gräberstr. 35, C. Siegfried.

20.

Engelstr. 13 (neben dem Gewerkschafts-
haus), G. Siebel.

Wogauer Str. 19, B. Zimmermann.

Tabakarbeiter-Genossenschaft

11. Rodant.
Petersburger Str. 5, Dohmert.
Romintener Str. 18, G. Liebeck.
Thaer Str. 19, Cron.

192.

Haldstr. 50, H. Schwarzlose.

Charlottenburg.
Tauerstr. 29, B. Reupold.

Lichtenberg.
Wöllendorffstr. 73, Dopichal.

Reichardtstr. 3, G. Hiescher.

Neutölln.
Biebrichstr. 14, J. Hirsch.
Hermannstr. 50, B. Conrad.
Böhmische Str. 9, A. Krüger.
Panitzschstr. 8, D. Krause.

Nieder-Schönebeck.
Jennstr. 16, am Kaiserhof,
G. Wegener.

Ober-Schönebeck.
Edisonstraße, R. Ehrlich.

Zandau.
Bahnhofstr. 7, R. Lorenz.

Wilmersdorf.
Berliner Str. 46, J. Pieper.

Stoffe

für elegante Maßanzüge, Ulster, Paletots Mtr. 4.—, 5.—, 8.— M. etc. Damen - Kostümtstoffe, Damastuche „Neuhelton“ Mtr. 2.—, 3.—, 4.— M. etc. Loden f. Polarreisen Mtr. 1,50, 2,50 M. etc. Schneidermeister, welche unsere Stoffe tadellos u. schick verarbeiten, weisen wir nach, Arbeitslohn nebst Zutaten zirka 25.—, 30.— M. etc.

Tuchlager Koch & Sooland G. m. b. H. Gertraudenstr. 20/21 vis-à-vis der Petrikirche.

Dr. med. Karl Reinhardt's
spezialärztliche Institute
für Haut-, Harnleiden, Schwäche

Neanderstr. 12. Sprechst. 5-7, Sonntags 10-11.
Potsdamer Str. 117. Sprechst. 1/11-2 u. 1/8-10 Uhr abends.
Sonntags 10-11; für Frauen 3-4, Sonntags 11-1.

Nachweislich Dauererfolge in frischen und veralteten Fällen.
Man verlange i. eigenen Interesse aufklärende, 48 Seiten starke
Brochüre mit Beschreibung der betr. Krankheiten, ihrer Folgen
u. d. versch. Heilmethoden gratis u. franko im verschl. Kuvert.
Chem.-mikroskop. Laboratorium für Harn- und Blutuntersuchungen.

Ehrlich-Hata-Kuren ohne Berufsstörung
(siehe Brochüre),
nach neuestem, erprobtem Verfahren.

Der nächste Herrenvortrag findet statt am Donnerst-
tag, den 10. April 1913,
abends 7/10 Uhr, in den Arminkassen, Kommandanten-
straße 58/59, über: **Harnleiden**, wirksame und herabsetz-
hafte Behandlungs-
methoden, ferner über **Ehrlich-Hata** getrennt. Nachmittags.
Eintritt frei. — Fragebeantwortung.

Oskar Wollburg,
56 Brunnenstraße 56.
Die diesjährige große Mode:

Kostüme aus fein gestreuten Stoffen engl. Art
16⁵⁰ 25.— 34⁷⁵

Kostüme aus prima Kammgarn-Cheviot und
echt englischen Stoffen
24⁵⁰ 38⁷⁵ 49.— bis 75.—

Paletots aus den neuesten Frühjahrsstoffen
9⁵⁰ 16⁷⁵ 24.— 33.—

Frauenmäntel aus prima Tuch, Kam-
marn, Rips etc.
19⁷⁵ 25⁵⁰ 36.—

Kinder- und Backfisch-
Kostüme und Mäntel
6⁵⁰ 9⁷⁵ 17.— 29.—

Meine Konfektion ist durch Selbstfabrikation
größten Stils unübertroffen in Preiswürdigkeit,
erstklassiger Verarbeitung und gutem Sitz.
Es kann sich daher jede Dame im eigenen
Interesse hiervon überzeugen, bevor sie ihren
Frühjahrsbedarf wählt. Meine Abteilung für
Maßanfertigung steht unter Leitung erst-
klassiger Zuschneider.

Buchhandlung Vorwärts
Lindenstr. 69, Laden

Wichtig
für jeden preussischen
Steuerzahler
Führer
durch das preussische
Einkommensteuergesetz
Vom
Arbeitersekretär Rud. Wissell

mit 19 Formularen
für Reklamationen

Preis 30 Pf.

Engelhardt
Caramel-Bier

Alkoholfrei - Aerztlich empfohlen

das beliebteste am Markte

Pleureusen in allen Farben
direkt aus der Fabrik

Nr. 500	45 cm lg.	M. 7,50
502	50 "	9,50
Spez. 504 ca.	60 " 2 mal gekn.	20,00
505	65 "	25,00
Straußfedern Nr. 403	45 cm lang	M. 4,00
	401 50 "	5,00
	405 55 "	6,50

Boas, Stolas, Reiher in allen Preislagen,
Umarbeitung aller Federn zu schönen Pleureusen von
3 M. an, sowie Reinigen, Krausen und Färben.

„Capstadt“, Straußfedernfabrik
Hauptgeschäft: Kl. Frankfurter Str. 25, I., Ecke Kaiserstr., Kgl. 2056.
2. Geschäft: Kochstr. 38, I., an der Jerusalemer Kirche, Mpl. 8993.
3. Geschäft: Schöneberg, Hauptstr. 137 I., am Kaiser-Wilhelm-Platz.

In Freien Stunden
Die
Wochenschrift für Arbeiterfamilien
Wöchentlich 1 Heft für 10 Pf.

Nachdem
Karl Schneidtausder „Zeit a. M.“ ausgeschieden
ist, gelangen seine
Leitartikel, Ragout-fins usw.
nur in der „Tribüne“ zum Abdruck!
Die Tribüne erscheint Dienstags früh.
Preis 10 Pf. Verlag der „Tribüne“, Berlin, Zimmerstr. 65.

**Strauß-
federn**
streng reell,
garant. echt prima,
Reiher u. Paradies,
mod. Fantasie- und
Blumen-Gestecke
billigst zu äußersten
Fabrikpreisen.

geg. 1878
Ganzer & Schreiber
Neue Promenade 7, I. Et.
direkt vis-à-vis Stadtbahn Börsen-
* Vorwärtslesern 5% Rabatt.

Erstes Spezialhaus für Gummimäntel
Herren-Mäntel: 14, 16, 19, 25, 30, 35, 40 Mark usw. | Damen-Mäntel: 23, 25, 28, 30, 35 Mark usw.
Garantie für Wasserdichtigkeit von 25 Mark an.
Benedict Schwarzer, Berlin C., Dircksenstr. 36, Ecke Kaiser-Wilhelm-Str. 21.

Leihhaus Moritzplatz 58a

kaufen Sie von Kavaliern wenig getragene sowie im Versatz gewesene Jacketanzüge, Rockanzüge, Paletots, größtenteils auf Seide gearbeitet, von 9-18 M. Ferner Gelegenheitskäufe in neuer Maßgarderobe enorm billig. Riesen-Posten Kleider, Kostüme, Mäntel, auf Seide gearbeitet, früher bis 150, jetzt 20-35 M. Extra-Angebot in Lombard gewesener Teppiche, Gardinen, Portieren, Betten, Wäsche sowie Uhren und Goldwaren zu enorm billigen Preisen. — Vorwärtsleser erhalten 10% extra.

Verantw. Redakteur: Carl Zeit, Berlin. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glode, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW.